1,60 DM / Band 214
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Leichenkutsche von London

Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Die Leichenkutsche von London

John Sinclair Nr. 214

von Jason Dark

erschienen am 10.08.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Leichenkutsche von London

Der Fall begann mit einem Telefongespräch. »Es gibt Ärger«, sagte Logan Costello zu seinem großen Gönner Dr. Tod.

»Wieso?«

»Mir werden einige Burschen zu mächtig. Ich habe in letzter Zeit die Zügel schleifen lassen, weil ich mich mehr um deine Belange kümmern mußte.«

»Und was willst du, Logan?«

»Sorge dafür, daß sie nicht noch mächtiger werden können!« Dr. Tod dachte einen Augenblick nach. Dann lachte er und schlug vor: »Ich schicke dir Xorron!«

»Das ist gut«, flüsterte Costello. »Verdammt, das ist sehr gut. London soll zittern…«

Sie sah beinahe so aus wie die italienische Sängerin Milva!

Provozierend fast die rote Haarflut, der sinnliche Mund, die schmalen Wangen und die Augen, deren Pupillen einem Mann alles versprachen.

Den Himmel und auch die Hölle!

Eingezwängt war sie in ein grünes Kleid ohne Träger. In den vierziger Jahren trugen die Hollywood-Stars ähnliche Roben, die jetzt wieder in Mode gekommen waren. Die Schuhe paßten farblich ebenfalls dazu, und die Nylons zeigten sogar Naht.

Nostalgie-Look, der sehr gut ankam. Vor allen Dingen bei Rod Kane, einem Boß der Londoner Szene. Kane fühlte sich wie ein kleiner König von Soho, und als er die Rote zum erstenmal gesehen hatte, da stand für ihn fest, daß er diese Frau besitzen mußte.

Es war leicht, ihren Namen herauszubekommen. Sie hieß Lana Leroy, sang und tanzte in den Nachtclubs, die nicht Kane gehörten. Er engagierte sie vom Fleck weg, nahm sie mit in seinen Club und auch mit in sein Bett. Drei Wochen ging das nun schon gut, eine lange Zeit für Kane, der es bei einem Mädchen nie länger als sieben Tage aushielt, doch bei Lana war das etwas anderes.

Diese Frau war flexibel. Sie überraschte den abgebrühten Kane mit immer neuen Variationen, und deshalb war Rod nicht müde geworden, die Nächte mit ihr zu verbringen.

Wie fast jede Nacht hing er in einem seiner Clubs. Lana trat nicht mehr auf, das hatte sie nicht nötig, sie sollte und würde auch so bewundert werden.

Die Lippen des Gangsters zogen sich in die Breite, als Lana durch die Tür des Waschraums trat, wo sie sich ein wenig frisch gemacht hatte.

Wie sie ging, das machte Männer an und gierig. Da bewegte sich alles an ihrem Körper. Er zeichnete sich unter der dünnen Seide des Stoffs ab, und jeder sah, daß Lana unter dem Kleid nicht mehr viel trug.

Kane grinste schmierig. Er erriet die Gedanken der Gäste. Ein jeder wollte Lana haben, das sah er an den Blicken der Leute. Außer dem Keeper, und der war schwul. Lana hatte ihn mal bekehren wollen, doch Rod Kane war dagegen. Der Keeper hatte einen wahnsinnig eifersüchtigen Freund, der es fertiggebracht hätte, Lana abzustechen.

Nein, nein, sie gehörte ihm, und es machte Kane Freude, wenn sie sich provozierend vor den Augen der Gäste bewegte, so daß die alten Böcke bald das Zittern bekamen.

Rod Kane erwartete sie. Er hing in einem Sessel. Sein weißes Dinnerjacket war geöffnet. Das Hemd darunter schimmerte hellrot, von dem die weiße Fliege abstach. Die Hose war schwarz und die Schuhe ebenfalls.

So liebte sich Rod Kane selbst. Immer elegant, immer auf ein schnelles Geschäft versessen und natürlich ein hübsches Weib im Arm. Er konnte zufrieden sein, denn einer seiner Unterführer hatte an

diesem Abend abgerechnet.

Die Mädchen am Themsestrich hatten einen guten Preis in dieser Nacht gemacht. Na ja, schließlich war es Frühling und da steigen bekanntlich die Säfte.

»Darling!« flötete Lana Leroy und ließ sich neben ihren Freund in die weichen Polster der Couch fallen. Mit lässiger Bewegung schleuderte sie ihre tizianrote Mähne zurück und griff zum Sektglas, wobei ihre Finger mit dem schlanken Stiel spielten.

»Was möchtest du?« fragte Kane. Er war groß, schwarzhaarig und hatte ein hartes Gesicht, das immer etwas rötlich schimmerte.

Sie leerte das Glas. »Ich will weg.«

»Verstehe nicht.«

»Laß uns gehen, Rod!«

»Ach so meinst du das.« Kane grinste. »Im Prinzip habe ich ja nichts dagegen zu verschwinden, aber ich erwarte noch einen Freund. Dann können wir uns dünn machen.«

»Gut.« Lana winkte dem Ober. Der kam sofort und schenkte beiden nach.

Es war ein vornehmer Club. Zwar gab es auch Mädchen, aber es bedienten Kellner und Ober.

Die aus den Laufsprechern dringende Musik konnte man gedämpft und der Umgebung angemessen bezeichnen. Man legte Wert auf Melodien, nicht auf hämmernden Rhythmus.

»Hast du eigentlich keine Angst?« fragte die tizianrote Lana.

»Wovor?«

»Vor dir selbst.«

Rod Kane lachte breit. »Das ist gut, das hat mich noch niemand gefragt. Wenn du nach Logan Costello gefragt hättest, okay, aber vor mir selbst soll ich Angst haben…wie kommst du darauf?«

»Ich meine, daß du zu groß wirst.«

Man konnte Kane vieles nachsagen, aber dumm war er nicht. Er dachte auch darüber nach, was ihm andere sagten. Erst dann handelte er. Der Blick, den er seiner Freundin zuwarf, fiel schräg aus, und Kane hob die Augenbrauen. »Im Prinzip hast du recht. Ich muß achtgeben, daß ich vor mir selbst keine Angst bekomme. Aber was soll's? Das Geschäft ist hart, und nur der Stärkere kann überleben. Gefressen oder gefressen werden. Das ist wie in der Natur, Baby, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Sicher.« Lana nickte. Sie wollte etwas hinzufügen, sah jedoch, daß ihr Freund abgelenkt worden war. Ein Mann hatte das Lokal betreten, wurde von einem Scheinwerfer getroffen und hielt sich die Hand vor die Augen, da das Licht blendete.

Rod Kane winkte schon.

Der Mann nickte und kam zu ihm. Auch er schielte nach der

rothaarigen Lana, die sich gelangweilt gab und mit einer Zigarettenspitze spielte.

Vor Kane blieb der Mann stehen und warf einen Umschlag auf den Tisch. »War ‘ne gute Tour«, sagte er.

»Mehr als sonst?« Kane hob den Blick. Der andere grinste scharf. »Fast das Doppelte.«

»Gut.« Kane steckte den Umschlag ein. »Ist noch etwas? Ich will gehen.«

»Ja, Chef. Wir müssen achtgeben.«

»Das müssen wir immer.«

»Klar, aber diesmal besonders.«

»Was ist der Grund?«

»L.C.« Der Mann sprach den Namen nicht aus, aber Kane wußte, daß er den Mafiaboß Logan Costello meinte, der sich selbst als den absoluten Herrscher der Londoner Unterwelt bezeichnete.

»Wieso das?«

»Er hat zur Jagd geblasen. Wir werden zu mächtig. Man hört so einiges flüstern.«

»Geht er schon in die heiße Phase?«

»Möglich.«

»All right, Bruder. Halt die Augen offen und sag mir Bescheid, wenn sich was ändert.«

»Mach ich.« Der Mann schielte noch einmal auf Lana Leroy und verschwand. Kane und das Mädchen schauten ihm nach. Die Rothaarige drehte sich um und legte ihrem Freund eine Hand auf die Schulter, wobei ihre schlanken Finger damit begannen, die Wangen des Mannes zu streicheln. »Gibt es Ärger?«

»Noch nicht.« Kane griff zum Glas und kippte den goldfarbenen Whisky mit einem Zug.

»Du solltest noch vorsichtiger sein, Darling.«

»Ja, ich lege mir eine schußsichere Weste zu.« Kane grinste, aber es war nicht echt. Die Warnung hatte verflucht ernst geklungen, und daß er Costello in die Quere gekommen war, stand ebenfalls fest. Er mußte wirklich auf der Hut sein.

»Sollen wir gehen?«

Kanes Lippen verzogen sich. »Du hast heute nacht noch etwas vor, Baby?«

»Ja, ich bin heiß.«

»Dann werden wir in Sekt baden.« Er lachte, und seine Goldkronen blitzten.

Bezahlen brauchte er nicht. Das Lokal gehörte ihm zu mehr als 50 Prozent. Er stand auf und reichte auch seiner Freundin die Hand.

Lana hängte sich bei ihm ein. Ihre Lippen waren zu einem leichten Lächeln verzogen. Sie fühlte die Seide auf ihrer nackten Haut, und ein

Schauer begann oben am Hals, bevor er den Rücken bis zum letzten Wirbel hinunterrann.

Sie brauchte heute Nacht einen Mann, und der an ihrer Seite war stark genug.

Man schaute ihnen nach, als sie das Lokal durchquerten. Neidische Blicke, aber auch gierige, die Lana förmlich auszogen. Kane kannte das, er störte sich nicht daran. Wenn er es nicht wollte, dann würde kein anderer die Frau bekommen.

An der kleinen Garderobe, dicht hinter dem Eingang, bekam sie ihren Pelz. Schneeweiß schimmerte er, und der Mantel reichte bis hinab zu den Waden. Ein kostbares Stück, bei einem deutschen Pelzhersteller exclusiv bestellt. Für eine Summe, die man schon als kleines Vermögen bezeichnen konnte.

Die Garderobiere war eine ältere Frau. »Es ist noch kühl draußen«, meinte sie.

Rod Kane nickte. »Ja, die schönen, lauen Nächte kommen noch.« Er lachte und ging.

Lana stand schon an der Tür. Da drückte Kane sie auf.

Das Licht zweier Stratolampen kreuzte sich vor der Tür und holte den Gast aus der Dunkelheit. Kane mochte dies nicht, er wollte nie auf dem Präsentierteller stehen. Hier allerdings kam er sich so vor, und er trat auch sofort zur Seite, um in den relativ sicheren Schutz der Dunkelheit zu gelangen.

Der Club lag ein wenig versteckt. Baumgruppen deckten ihn zur Straße hin ab. Sie umschlossen auch den runden Parkplatz, der nicht weit entfernt lag.

Vom Lokal führte ein schmaler Weg dorthin. Die Wagen standen nie unbeaufsichtigt. Ein Mann, der früher einmal als Rausschmeißer gearbeitet hatte, gab darauf acht, daß Dieben die Lust verging, sich um die abgestellten Fahrzeuge zu kümmern.

Kane fuhr einen cremefarbenen Jaguar mit roten Ledersitzen. Er hatte ihn sich erst vor einigen Wochen zugelegt. Schnelle Autos, schöne Frauen und Geld, das liebte der Gangster.

All dies ehrlich zu erwerben, war so gut wie unmöglich, deshalb hatte er sich Feinde gemacht. Und zwar gefährliche Feinde, denen es nichts ausmachte, ihn zu töten. Die Warnung vorhin war nicht von ungefähr gekommen.

Der Weg vom Lokal zum Parkplatz wurde von Laternen beleuchtet. Es waren Gartenlampen. Die hellen Kugeln standen auf schwarzen Stielen, die etwa Hüfthöhe erreichten.

Nicht mehr als fünfzig Yard betrug die Entfernung, bevor der Weg in die Asphaltfläche mündete. Zuvor schlug er noch einen kleinen Bogen. Kane ging ein paar Schritte vor. Er suchte seine Autoschlüssel, die in irgendeiner Tasche steckten. Auch der Parkplatz war beleuchtet. Nur

befanden sich hier regelrechte Bogenlampen, die ihr hartes Licht auf den Lack der Karossen warfen.

Als Kane den Parkplatz erreicht hatte und sich wunderte, daß der Aufpasser nicht erschien, da stolperte er über etwas Weiches. Sofort blieb er stehen.

Sein Blick fiel nach unten.

Der Mann lag am Boden.

Tot!

Und ihm fehlte das halbe Gesicht!

***

Sofort kam Kane die Warnung in den Sinn. Sein Mund wurde zu einem Strich, die Züge versteinerten, und in den Knien spürte er ein weiches Gefühl. Er roch Lanas Parfüm und wußte, daß sich die Frau dicht hinter ihm befand.

»Was ist denn?« fragte sie. »Warum gehst du nicht weiter?«

»Bleib hinter mir.«

Sie bewegte sich, schaute an Kane vorbei und sah ebenfalls die Leiche.

Der Gangster drehte den Kopf. Er erkannte das maskenhaft starre Gesicht seiner Freundin und wußte, daß es nur noch Sekunden dauern würde, bis Lana anfing zu schreien.

Seine rechte Hand legte sich auf ihren Mund. »Keinen Laut!« zischte er.

Große Augen starrten ihn an. Panik und Angst ließen den Blick daraus flirren, aber sie nickte, und der Mann löste vorsichtig seine Hand von ihren Lippen.

»Was…was willst du tun?« Lanas Brust hob und senkte sich unter schweren Atemzügen.

»Wir steigen in den Wagen und dampfen ab.«

»Wer hat ihn getötet?«

»Ich weiß es nicht.«

»Er sieht so schlimm aus.«

»Halt jetzt deinen Mund und komm.« Roh faßte Kane die Frau an und zog sie mit.

Der Jaguar stand am Anfang des Platzes, dicht an der Zufahrt. Sie mußten ein großes Stück freier Fläche überqueren, und jetzt nahmen ihnen auch keine Büsche mehr die Sicht, so daß beide erkennen konnten, was dort in der freien Mittelreihe zwischen den abgestellten Wagen stand.

Es paßte dorthin wie die Faust aufs Auge.

Eine schwarze Leichenkutsche!

***

Lana begann zu zittern, während Rod Kane seinen Schritt ruckartig

gestoppt hatte. Er sah den Leichenwagen und glaubte, in einen Horrorfilm versetzt worden zu sein.

Im Licht der Lampen erkannte er deutlich die beiden pechschwarzen Pferde, die vor die Kutsche gespannt worden waren. Das Geschirr war ebenfalls schwarz. Die Tiere hielten die Köpfe gesenkt und starrten zu Boden, als ginge sie das alles nichts an.

Kein Mensch saß auf dem Bock, der von zwei einsamen brennenden Laternen eingerahmt wurde. Der Aufsatz des Wagens bestand aus schwarzlackiertem Holz, und Scheiben ließen einen Blick in das Innere zu, in das ebenfalls ein fahles Licht strahlte und zwei schwarze, aufgeklappte Särge aus dem Dunkeln riß.

Vier Federbüsche standen auf dem Dach der Kutsche, und die beiden Holzräder an jeder Seite zeigten ebenfalls eine schwarze Farbe. Sie glänzte, als wäre sie zusätzlich mit Klarlack bestrichen worden.

Ein schauriges, unheimliches Gefährt, das einem Menschen Angst machen konnte, und selbst dem abgebrühten Gangster Rod Kane wurde es verdammt unwohl.

Erst die Leiche, jetzt der Wagen. Gab es da vielleicht einen Zusammenhang?

Kane schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über seinen nackten Körper gegossen, und seine Hand verschwand unter dem eleganten Jackett, wo die flache Luger steckte.

Er zog die Pistole.

Still war es.

Hinter den beiden lag der Tote. Der sagte sowieso nichts mehr. Vor ihnen standen als stumme Zeugen die Luxusschlitten der Clubbesucher, und die Bäume, die den Parkplatz umsäumten, schwiegen ebenfalls.

Aber da stand der alte Leichenwagen. Eine Kutsche aus dem vorigen Jahrhundert, und es befanden sich die beiden offenen Särge innerhalb des Wagens.

Für wen waren sie gedacht? Für ihn und das Mädchen etwa?

Rod Kane knirschte hörbar mit den Zähnen, als er darüber nachdachte und er wußte, daß er so rasch wie möglich seinen Wagen erreichen und starten mußte, denn irgendwo in den Büschen oder hinter den Bäumen lauerte die Gefahr.

Die Leichenkutsche versperrte den Weg zum Ausgang. Wenn Kane wegwollte, mußte er seinen Jaguar durch die Büsche scheuchen. Das machte ihm nichts, Hauptsache, er konnte den Platz lebend verlassen.

Neben ihm ging Lana. Sie klapperte mit den Zähnen und murmelte hektische, unverständliche Worte.

»Halt dich ruhig!« zischte der Gangster. Kane gingen die Reaktionen seiner Freundin auf die Nerven.

»Aber ich…«

»Kein Wort mehr!« Kane fuhr herum, und Lana sah in die Mündung der Pistole. Sie wußte jetzt, daß es besser war, wenn sie den Mund hielt.

Der Jähzorn ihres Freundes konnte leicht explodieren.

Sie mußten den Leichenwagen passieren, um den Jaguar zu erreichen.

Davor hatte Rod Kane Angst. Er wußte nicht, aus welchem Grund, aber es war nun mal so.

Die ersten Schritte ging er noch vorsichtig, dann begann er zu rennen, und jetzt war es ihm egal, ob Lana ihm folgte. Er wollte so schnell wie möglich weg.

Als er sich mit den Pferden auf einer Höhe befand, drehte das rechte Tier den Kopf und begann zu schnauben. Es riß sein Maul auf, und eine dunkelrote Wolke schoß daraus hervor.

Der Gangster hörte das Fauchen und Zischen, zog den Kopf ein und machte einen Sprung zur Seite. Die Wolke verfehlte ihn. Sie traf auch nicht die Frau, denn Lana hatte es sich überlegt. Sie wollte ihrem Freund nicht folgen. Instinktiv hatte sie sich nach rechts in die Büsche geschlagen.

Kane war allein!

Oder?

Da sah er, wie sich die Zweige bewegten. Zuerst dachte er an den Wind.

Aber es war nicht der Nachtwind. Er hatte nicht die Kraft, Zweige zur Seite zu schieben.

Eine weißliche Gestalt löste sich. Ein Wesen, wie es vielleicht in einem Zukunftsfilm vorkommen durfte, aber nicht in der Wirklichkeit. Und doch war es da.

Größer als Kane. Geschlechtslos, keine Kleidung tragend. Ein schimmernder weißer Körper, der von innen angeleuchtet zu sein schien, denn unter der Haut schimmerte ein Gerippe.

Knochen…

Rod Kane konnte auf einmal nicht mehr laufen. Panik schüttelte ihn. Sein Gesicht war verzerrt, und diesmal fuhr der Wind unter sein offenstehendes Jackett und hob die beiden Schöße in die Höhe. Wie ein Alp hockte das Grauen in seinem Nacken, als er auf das Wesen starrte, das sich ihm langsam näherte.

Wo war das Gesicht?

Kane sah es nicht. Er glaubte jedoch, in der weißlichen glatten Fläche Schlitze zu sehen, die Augen, Mund und eventuell auch die Nase bilden sollten.

Kein Laut war zu hören, als der andere über den Parkplatz schlich und sich dem Gangster näherte.

Kane zog die Schultern hoch. Die Haut darauf drängte sich

zusammen.
Ein unheimlicher Schauer hielt ihn erfaßt, und seine Angst wurde noch größer, als die Gestalt vor ihm das Maul öffnete, wobei aus dem unteren Strich in dem flachen Gesicht ein Rechteck wurde, in dem gefährliche Zähne schimmerten.
Sie sahen aus wie lange Stahlstifte und glänzten zum Teil auch so.
Allerdings nur in der oberen Hälfte, die untere war dunkel, und Kane erkannte deutlich die Tropfen, die aus dem Maul rannen und zu langen Fäden wurden.
Das war Blut!
Sofort mußte er wieder an den toten Parkplatzwächter denken, und er nahm an, daß dieser Mann ein Opfer des Unheimlichen vor ihm gewesen war.
Kein Laut drang aus dem Maul des Wesens. Es schob seine Arme vor, und die Hände öffneten sich, so daß sie zu regelrechten Greifzangen wurden.
Noch nie in seinem Leben hatte Rod Kane von ähnlichen Gestalten gehört. Er kannte auch keinen Namen. Aber was hätte es ihm genutzt, mit dem Namen Xorron hätte er sowieso nichts anfangen können.
Xorron in London.
Und Xorron wollte Opfer!
Kane fühlte seine Waffe. Er spürte auch den Schweiß, der sich zwischen Handfläche und Griff gebildet hatte. Eine feuchte Schmierspur, so daß er Mühe hatte, die Luger überhaupt in der Hand zu halten und die Mündung auf den anderen zu richten.
Wehrlos wollte er sich nicht umbringen lassen. Er war bewaffnet, und das sollte der andere spüren.
Kane warnte nie, bevor er schoß. Diese Angewohnheit hatte ihm schon öfter das Leben gerettet, und auch hier sagte er keinen Ton, sondern drückte ab.
Er war ein Mann der Straße. Von unten hatte er sich hochgearbeitet.
Gekommen aus dem Londoner Eastend, hatte er seine Heimat in Soho gefunden und war dort rücksichtslos, aber auch tückisch wie eine Schlange seinen Weg gegangen, der von Mord und Revolverschüssen begleitet worden war, und deshalb war der peitschende Klang seiner Luger Musik in den Ohren des Mannes. Hinzu kam das optische Zeichen, das kalte kurze Aufflackern des Mündungsfeuers, und er sah genau, wie die Kugel gegen den weißlich schimmernden Körper hieb.
Ein wuchtiger Einschlag, der einen Menschen gestoppt und auf den Asphalt geschleudert hätte.
Nicht so Xorron.
Der Aufprall des Geschosses war für ihn nicht einmal mit einem Nadelstich zu vergleichen. Er spürte überhaupt nichts, denn seine Haut bestand aus einem Material, das auf der Erde unbekannt war.

Selbst Feuer widerstand es.

Die Kugel wurde deformiert und zu einem Querschläger. Sie jaulte irgendwo hin, der Gangster konnte ihren Weg nicht verfolgen, aber er begriff, daß der weiß schimmernde Körper vor ihm kugelfest war.

Noch einmal feuerte er.

Auf das Gesicht hatte er gezielt, und schießen konnte der Mann. Er traf die untere Zahnreihe im Mund des Unheimlichen, doch die Kugel tat nichts. Sie richtete keinen Schaden an und jaulte abermals als Querschläger weg.

Da wußte Rod Kane, daß ihm nicht mehr viel Zeit blieb. Überhaupt keine Zeit. Er drehte sich und wollte mit einem Satz aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich springen. Xorron entkam er auch, aber nicht der zweiten Gestalt, die plötzlich die Deckung des Leichenwagens verließ, wo sie gelauert hatte und sich Rod Kane in den Weg stellte.

Der Gangsterboß brauchte nur eine halbe Sekunde, um die Eindrücke voll zu verarbeiten.

Er sah einen Menschen von zwergenhaftem Wuchs vor sich. Eingehüllt in einen langen Mantel und mit einem Schlapphut auf dem Kopf. In der rechten Hand hielt der Mann eine Laterne, hinter deren Glaswänden eine Kerzenflamme flackerte. Der Schein streifte auch das Gesicht des Mannes, er konnte allerdings die grünlich schimmernde und quallig wirkende Haut nicht übertönen. Auch glaubte Kane, einen penetranten Leichengeruch wahrzunehmen, der seine Nase streifte, dann sah er die Bewegung des rechten Armes, wollte noch ausweichen, doch die hochgeschleuderte Laterne war schneller.

Eine Metallkante traf sein Gesicht und riß einen Schnitt in die rechte Wange.

Er spürte einen scharfen Schmerz, drehte sich zur Seite weg und schoß zum drittenmal.

Der Mantel bekam ein Loch. Kane hörte auch das Klatschen, als die Kugel in den Körper hieb, aber der Mann blieb auf den Beinen. Auch er steckte das Geschoß weg, als wäre es nichts.

Kane wankte zurück. Sein Gesicht war nicht mehr als menschlich zu bezeichnen. Man konnte es eine Grimasse aus Angst und Entsetzen nennen, und die Todesfurcht war es auch, die Rod Kane nicht mehr aus ihren Krallen ließ.

Von der Seite her tauchte das milchig-weiße Ungeheuer auf. Sein Hieb traf Rod Kane an der Hüfte und schmetterte ihn zu Boden. Als er aufprallte, hörte er einen keuchenden, schmatzenden Laut, und dann waren sie schon über ihm.

Beide stürzten sich auf das Opfer. Ihre Hände spürte er überall. Sie rissen seine Kleidung entzwei, und als er schreien wollte, da verstopfte ihm eine Faust den Mund.

Sehen konnte er noch. Und er sah die langen, gefährlichen Zähne des Monstrums vor seinem Gesicht. Dann ein Schmerz, der ihn wahnsinnig zu machen schien, allerdings nur für einen kurzen Moment, denn der blutrote Nebel verwandelte sich in einen schwarzen, der ihn in das Reich des Todes zerrte.

Xorron schaute auf die Leiche. Ein kaum zu definierender Laut drang aus seinem Maul. Dann bückte er sich und schleuderte den Toten hoch, während sein Helfer auf die Kutsche kletterte und dabei eine Schleimspur hinter sich herzog.

»In den Sarg, in den Sarg!« kicherte er böse und streckte seine etwas kurz geratenen Arme aus, damit er den Toten annehmen konnte, der ihm von Xorron gereicht wurde.

Rod Kane verschwand in der Totenkiste, und der zwergenhafte Ghoul hämmerte den Deckel zu. Gewandt kletterte er auf den Kutschbock, während Xorron sich in den zweiten Sarg begab und dort Platz nahm.

Kaum hockte der Ghoul auf seinem Platz, da zogen die Pferde an und rissen die Kutsche mit sich.

Die einzige lebende Zeugin dieses Vorfalls glaubte, wahnsinnig zu werden oder an einen bösen Traum.

Der war es nicht, denn der tote Parkplatzwärter und das Blut zeugten von der schrecklichen Realität…

***

Bis zum anderen Tag hatten Suko, Bill und ich nicht warten wollen. Laut Flugplan startete in den Abendstunden von Frankfurt aus eine Maschine nach London.

Meine anfänglichen Befürchtungen hatten sich nicht bestätigt. Die französische Polizei zeigte sich aufgeschlossener, als ich annahm.

Dabei lag der vergangene Fall nicht gerade einfach. Es war um die Rache einer unheimlichen Frau gegangen und um das Haus der 100 Köpfe, in dessen Keller sich schreckliche Szenen abgespielt hatten. [1]

Nicht nur wir waren in den tödlichen Kreislauf geraten, sondern auch ein Mann und dessen Tochter. Beide spielten eine Schlüsselrolle, und beide waren jetzt tot. Suko hatte den Mann erschießen müssen, Bill dessen Tochter Colette. Aus Notwehrsituationen, denn durch den gezielten Schuß hatte mir der Reporter das Leben gerettet.

Bill wollte sich eigentlich in Paris mit seiner Frau Sheila treffen. Nach einem Telefongespräch hatte er jedoch erfahren, daß Sheila in Paris nichts mehr zu tun hatte und sich auf den Weg nach London machen wollte.

Deshalb flog Bill mit uns.

Wir erreichten die Maschine im letzten Augenblick und atmeten auf, als wir in den Sitzen hockten.

»Das war ein Schnellschuß«, meinte der Reporter und holte tief Luft.

Weder Suko noch ich widersprachen. Zudem waren wir ziemlich geschlaucht und wollten ein wenig ruhen.

Von Frankfurt nach London ist es nur ein Katzensprung, wenn man fliegt.

Deshalb kam es mir auch so vor, als hätte ich nur Minuten geschlafen, als mich die Stewardeß weckte.

»Sie müssen sich anschnallen, Sir«, sagte sie mit einem freundlichen Lächeln.

»Danke.« Diese Handgriffe waren mittlerweile so etwas wie Routine für mich geworden, denn ich war ziemlich oft mit dem Flugzeug unterwegs.

Auch Suko und Bill hatten damit keine Schwierigkeiten, nur der Pilot bekam seinen Vogel nicht so recht in den Griff, denn wir sackten kurz vor der Landung ein paarmal durch.

Meinen Chef hatte ich nicht informiert. Sir James würde sich wundern, wenn Suko und ich am nächsten Morgen putzmunter - so hoffte ich jedenfalls im Büro hockten.

Der Flughafen Heathrow lag unter uns wie ein modernes Kunstwerk, aus Licht, Schatten und Farbe. Überall am Boden zuckte und blinkte es. So ein gewaltiges Areal kam nie zur Ruhe, auch nachts nicht, denn in den Stunden der Dunkelheit wurde die Luftfracht aus-und umgeladen.

Als die breiten Räder endlich Kontakt mit der Rollbahn hatten, waren einige Passagiere käsig im Gesicht.

Etwa ein Drittel aller Passagiere verließ die Maschine, die anderen flogen weiter bis New York.

»Wie wär’s denn mit einem Kaffee?« fragte Bill.

»Ein Bier wäre mir lieber«, grinste ich.

»Ich nehme Tee«, sagte Suko.

Wir lachten und steuerten eine Cafeteria an, die geöffnet hatte und deren Name in verschlungenen Neonbuchstaben über der Tür zu lesen war.

Was dort an Gästen herumhockte, konnte man mit einem Begriff umschreiben Nachtschwärmer.

Einige leichte Mädchen, die auf Kundschaft warteten, saßen provozierend auf den Barhockern. Zwei müde Pimps würfelten.

Fluggäste schauten mit Argusaugen auf ihre Koffer oder Kaffeetassen, und der Neger hinter der Theke gähnte, als wir den Raum betraten.

Tische waren genügend frei. Als die Mädchen bemerkten, daß wir kein Interesse an ihnen zeigten, drehten sie ab und schlürften ihre harten Sachen.

Wir bestellten, und der Farbige näherte sich im Schneckentempo. Er kassierte sofort.

So prächtig die Landschaft des Elsaß auch gewesen war, es tat

trotzdem gut, sich wieder Heimatluft um die Nase wehen zu lassen. Das meinte auch Bill und hob sein Glas.

Zehn Minuten ungefähr blieben wir. Einmal nicht von Terminen und Streß geplagt.

Als die Musikbox zu dudeln anfing, zogen wir es vor zu verschwinden. In der Nacht waren die zahlreichen Taxiplätze nicht so belagert wie tagsüber.

Wir stiegen in ein Mercedes-Taxi älteren Baujahrs. Der Driver schaute uns mißmutig an. Drei Männer, das sah ihm schon nach einer Gangsterverschwörung aus. Wir merkten es, obwohl er nichts sagte. Ich beruhigte ihn und zeigte ihm meinen Ausweis.

Da leuchtete trotz der Dunkelheit auf seinem Gesicht die Sonne, und er wurde um drei Klassen freundlicher.

»Wo darf ich Sie absetzen?« fragte er.

Wir nannten unsere Adressen. Bill wollte unterwegs aussteigen und einen anderen Wagen nehmen.

Der Reporter und Suko hatten im Fond ihre Plätze gefunden, während ich auf dem Beifahrersitz saß. Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir, daß wir fast Mitternacht hatten.

Ich hoffte, gegen eins im Bett liegen zu können.

Die Lichter des gewaltigen Flughafens verschwanden hinter uns, als hätte jemand ein gewaltiges Tuch über sie ausgebreitet. Später waren sie nur noch als ein heller Widerschein am ansonsten dunklen Himmel zu sehen.

Der Flughafen Heathrow liegt außerhalb Londons. Mit der City verbindet ihn die U-Bahn. Die hätten wir auch nehmen können, doch sich für die lange Strecke auf den harten Bänken zu drücken, war nicht unsere Sache. Mit dem Wagen fuhren wir bequemer, zudem ging die Rechnung auf Spesen.

Viel Verkehr herrschte nicht mehr. Während hinter uns die Lichter des Airports verschwunden waren, sahen wir weit vor uns den hellen Schein der Riesenstadt London.

Es ist schon ein gewaltiges Gebiet, das sich London nennt. City, pulsierender Nerv einer hektischen Zeit, aber auch Parks, ruhige Gegenden, Tradition, Geschichte. Ich finde, daß sich dies alles in London zu einer homogenen Mischung vereinigt. Vielleicht liebe ich aus dem Grunde diese Stadt so sehr, zudem bin ich dort geboren und rechnete damit, in London auch irgendwann einmal begraben zu werden und nicht in einer anderen windigen Ecke der Welt.

Man hatte die Verbindungsstraße vom Flughafen bis zur City autobahnähnlich ausgebaut. Es gab wenig Kurven, dafür viele gerade Strecken, und der Fahrer konnte aufdrehen.

Als ich einen Blick über die Schulter nach hinten warf, schaute ich in die zufriedenen Gesichter meiner Freunde. Hinter uns lag eine Hölle,

jetzt war erst einmal Pause.

So dachten wir…

Bill sprach mich auf meinen Urlaub an. »Hast du dir das mit der Kreuzfahrt noch einmal überlegt, John?«

»Im April?«

»Warum nicht? Wir sind ja auf dem Schiff. Und die Fjorde von Norwegen sind auch um diese Jahreszeit reizvoll.«

Suko meinte: »Du kannst ruhig fahren. Ich halte schon die Stellung im Büro.«

»Mal sehen, was der Alte sagt.«

»Den überrede ich«, erwiderte Bill. »Eine meiner leichtesten Übungen.«

Mein Freund haute mal wieder schwer auf den Putz.

Auch der Fahrer wollte etwas sagen. »Ich habe auch seit zwei Jahren keinen Urlaub mehr gemacht. Das schlaucht ganz schön.«

»Bekommen Sie keinen?« fragte Bill.

»Ich arbeite auf eigene Rechnung, und da ist man wählerisch, was Urlaub angeht.«

»Das stimmt.«

»Wissen Sie, mein Junge studiert, meine Tochter geht noch zur Schule, ich…«

»…und der Alte legt sich dafür krumm«, vollendete der Reporter. »Wie schon so oft gehabt.«

»Stimmt, Sir.«

Danach schlief das Gespräch ein. Wir waren auch ein wenig abgespannt. Ich dachte daran, wieviel Arbeit wieder auf meinem Schreibtisch liegen würde, und an den dämlichen Bericht, den ich über den letzten Fall schreiben mußte. Dabei hatte ich mir vorgenommen, dies einmal abzuschieben. Damit konnte sich Glenda Perkins, Sukos und meine Sekretärin, beschäftigen. Ich wollte ihr gern Stichworte liefern, daraus konnte sie dann den Bericht schneidern. Allerdings mußte Sir James noch seine Zustimmung geben. Wenn ich ihm damit lange genug auf den Wecker fiel, würde er bestimmt einlenken.

Da wurde der Wagen langsamer, weil unser Fahrer auf die Bremse getreten hatte. Wir schaukelten ein wenig, ich warf einen schnellen Blick nach rechts und wunderte mich über das angespannte Gesicht des Drivers.

»Was ist los?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Ob Sie es glauben oder nicht, da war etwas auf der Fahrbahn.«

»Ein Hase?« fragte Bill aus dem Fond. »Nein, kein Hase. Ein Leichenwagen, Sir. Ein richtiger Leichenwagen.«

Auch ich mußte lächeln. »Ist doch nichts Besonderes. Da wird ein

Toter überführt.«

»No, no, Mister, so meine ich das nicht. Der Leichenwagen war kein normaler, sondern eine alte schwarzlackierte Kutsche, wie sie vielleicht vor hundert Jahren mal gefahren ist.«

»Mit Motor?« spottete Bill.

»Nein, mit Pferden. Die Leichenkutsche wurde von zwei Pferden gezogen, das habe ich deutlich gesehen.« Der Fahrer sprach sehr bestimmt, und ich warf ihm einen nachdenklichen Blick zu. Allerdings hatten weder Suko, Bill noch ich etwas gesehen. Ich mußte auch zugeben, daß ich nicht auf die Straße geachtet hatte und mit meinen Gedanken woanders gewesen war.

»Doch, da war etwas.« Suko hatte gesprochen. Er beugte sich vor, und als ich den Kopf drehte, sah ich sein Gesicht dicht hinter meiner Schulter. »Wirklich, John.«

»Und was hast du gesehen?«

»Mehr einen Schatten.«

»Dann war es ein großer Hase«, meinte Bill. »Schon bald ein Panther, wie?«

Er bekam von uns keine Antwort. Dafür bat ich den Driver, schneller zu fahren.

Er nickte. Zwar ist der Diesel keine Rakete, aber er kommt langsam, stetig und sicher. Da im Moment kein Gegenverkehr herrschte, erinnerte ich den Fahrer an das Fernlicht des Wagens.

»Auf Ihre Verantwortung, Sir!«

»Ist klar.«

Der Mann schaltete das Fernlicht ein. Zwei lange, dicke Strahlen rissen helle Lichtschläuche in die Finsternis, fächerten auseinander und übergossen die Fahrbahn mit einem gelbweißen hauchdünnen Tuch.

Und dort, wo die Dunkelheit wieder zunahm und das Licht verschluckte, sahen wir den Gegenstand.

***

Wir waren alle vier sprachlos. Auch Suko und Bill sagten nichts, ich hielt ebenfalls meinen Mund, doch Erinnerungen an die Teufelskutsche wurden wach. Das Abenteuer hatte ich gemeinsam mit Bill Conolly erlebt, und ein Wesen aus der Teufelskutsche hatte mir vor kurzem noch großen Ärger bereitet. Es war der Frankenstein-Verschnitt, der zum Glück nicht mehr existierte.[2]

»Das ist ein Ding«, flüsterte der Reporter.

»Fahren Sie schneller!« wies ich den Driver an.

»Sir, das ist gefährlich. Ich kann auch das Fernlicht…«

»Dann schalten Sie es aus!«

Er tat es automatisch. Der Wagen verschwand wieder. Unser Fahrer

holte aus dem Diesel heraus, was er nur konnte. Mein Blick war starr auf die Straße gerichtet. Sekunden vergingen, die Spannung nahm zu, und ich hoffte, daß wir die Kutsche bald wieder zu sehen bekamen.

Getäuscht hatte ich mich nicht.

Auf einmal tauchte sie wieder auf. Die Distanz zu ihr hatte sich verringert. Wie unser Wagen fuhr auch sie auf der linken Seite. Was heißt hier fuhr. Schon wieder hatte ich das unbestimmte Gefühl, als würden ihre Räder den Boden überhaupt nicht berühren. Es war wirklich eine Geisterkutsche.

Wer oder ob überhaupt jemand auf dem Bock saß, konnten wir nicht erkennen, dazu mußten wir näher heran, und der Mercedes fuhr fast Höchstgeschwindigkeit, wie ich mit einem schnellen Blick auf den Tacho feststellen konnte.

Auch auf der Gegenfahrbahn war die Kutsche bemerkt worden. Fahrer blendeten auf, so daß dieses unheimliche Gefährt intervallweise für Bruchteile von Sekunden voll angeleuchtet wurde und wir Details erkennen konnten.

Die Kutsche besaß einen Aufsatz, der zu einem Teil aus Glas bestand.

Durch die Scheiben konnten wir schauen, und entdeckten auch den Inhalt.

Zwei Särge!

Ich hatte das Gefühl, als würde sich ein Deckel dabei bewegen, es konnte auch eine Täuschung sein, da ich sehr angestrengt nach vorn schaute und mir schon fast die Augen schmerzten.

Auf dem Dach zählte ich vier pechschwarze Federbüsche, die sich im Fahrtwind bogen.

»Noch näher!« knirschte ich.

»Das schaffe ich nicht. Der Wagen gibt nicht mehr her und ist nicht für Rennen geeignet.« Die Stimme des Fahrers klang gepreßt. Das sanfte Licht der Armaturenbeleuchtung ließ sein Gesicht noch fahler erscheinen, als es tatsächlich schön war. Seine Hände umklammerten das Lenkrad, auf seiner Stirn und an der linken Wange glitzerten Schweißperlen.

Der Mann mochte ein guter Taxichauffeur sein, doch für eine Aufgabe wie diese hier, da fand ich ihn ungeeignet. Es war schon gut, daß er nicht in Panik verfiel und wenigstens die Nerven behielt, so daß er den Wagen auch nicht verriß.

Er hing dran, und die Distanz zwischen Taxi und Kutsche änderte sich nicht. Sie blieb gleich, so daß es mir bald vorkam, als würde die andere Seite uns auf den Arm nehmen.

»Packen wir das?« hörte ich Bills Stimme.

»Kaum.«

»Ich fahre schon so schnell es geht«, quetschte der Driver hervor. »Und fliegen kann ich nicht. Was ist das überhaupt für eine Scheiße

mit dieser Kutsche?« Seine Stimme begann zu zittern. Fehlte noch, daß der Mann die Nerven verlor.

»Bleiben Sie ruhig«, sagte ich. »Ihnen wird nichts passieren, glauben Sie mir. Das regeln wir schon.«

»Mann, Sie haben Nerven.«

»Das stimmt auch.«

»Ob wir sie mit einem Schuß stoppen können?« fragte Bill. »Die Pferde müßten doch...«

»Nein, keine Schießerei!« kreischte der Driver. »Nicht in meinem Wagen, ich bremse, ich...« Er fuhr tatsächlich langsamer. Jetzt mußte ich wirklich härter eingreifen, so verständnisvoll die Reaktion des Mannes auch war.

Ich schrie ihn an. »Bleiben Sie an der Kutsche!«

Den Ton verstand er, und sein Fuß drückte das Gaspedal wieder tiefer.

Plötzlich sah ich, daß sich auf der Ladefläche der Kutsche etwas tat.

Zwar verzerrten die Scheiben unser Blickfeld ein wenig, dennoch konnte ich erkennen, wie ein Sargdeckel langsam in die Höhe schwang und jemand aus dem Gefängnis kletterte.

Eine Gestalt.

Hell der Arm, weißlich die Schulter, der Kopf...

»Xorron!« preßte ich hervor. »Verflucht, das ist Xorron!« Und mir jagte ein Schauer über den Rücken. Dieses Ungeheuer war in London. Ich drehte bald durch, hörte Bills erregte Stimme, und auch Suko sagte etwas, das ich nicht verstand.

Mein Gott, das durfte nicht wahr sein. Xorron war brutal, rücksichtslos. Er kannte keine Gnade, kein Erbarmen, kein Pardon, denn nicht umsonst bezeichnete er sich als Herr aller Zombies und Ghouls. Ein unheimlicher Dämon, uralt zudem, und tief in der Erde des Central Parks vergraben gewesen, bis Dr. Tod ihn in ein grausames Leben zurückholte.

Der hatte uns gerade noch zu unserem Glück gefehlt. Wochenlang hatten wir nichts von ihm und der Mordliga samt Solo Morasso gehört, weil sie sich erst die Wunden lecken mußten, die sie beim Kampf gegen Asmodina mitbekommen hatten. Nun aber waren sie bereit, wieder aktiv mitzumischen. Xorrons Erscheinen bewies dies.

»John, wir müssen ihn stoppen!« hörte ich Bill.

»Klar. Sag mir nur wie!«

»Vielleicht mit dem Stab«, schlug Suko vor.

»Nein, das geht nicht. Die Zeit ist zu kurz. Was willst du in fünf Sekunden?«

»Stimmt auch wieder.«

»Erst einmal müssen wir sehen, was Xorron vorhat und wo er hin will.«

Ich sprach danach mit dem Fahrer. »Stoppen Sie auf keinen Fall. Verstanden?«

»Ja, ja.«

Im nächsten Augenblick wurde ich geblendet. Der zweite Außenspiegel schien zu explodieren, weil er von einer grellen Lichtfülle getroffen wurde.

Und schon hörten wir das Donnern.

Da waren Motorräder hinter uns, und sie wollten überholen. Auch das noch.

Nicht nur im Rückspiegel wurde es hell, auch im Innenraum des Taxis.

Unsere Gestalten erschienen geisterhaft bleich.

»Verdammt, das sind Rocker«, sagte Bill, der sich umgedreht hatte und eine Hand schützend gegen die Stirn legte.

»Hoffentlich machen die keinen Mist«, sagte ich und schaute weiter geradeaus. Wenn die Kerle durchdrehten, dann war es um sie geschehen. Sie kannten Xorron nicht, aber wir.

Obwohl der Leichenwagen sehr schnell dahinsauste, machte es Xorron nichts aus, den Sarg zu verlassen. Geschmeidig waren seine Bewegungen, mit denen er aus der schwarzen Totenkiste kletterte und für einen Moment in geduckter Haltung neben ihr hockenblieb.

Dabei drehte er den Kopf in unsere Richtung. Erkannte er uns? Wohl kaum, denn die Lichtfülle der Scheinwerfer würde auch ihn treffen.

Zudem wußte ich nicht einmal, ob diese Begegnung zwischen uns und dem Leichenwagen gesteuert oder nur rein zufällig zusammengetroffen war.

Wie dem auch sei, wir hatten uns mit einem mörderischen Dämon auseinanderzusetzen.

Was Xorron eigentlich vorhatte, erkannte ich erst jetzt. Er blieb zwar auf seinem Platz, doch er streckte seine Arme aus und machte sich an den Verschlüssen des zweiten Sargs zu schaffen. Ich nahm dies jedenfalls an, denn genau sah ich die Verschlüsse nicht.

Dann waren die Rocker da. Der Lärm ihrer Maschinen steigerte sich zu einem wahren Inferno. Eine Orgie aus Gebrüll, röhrendem Sound, gleißendem Licht und über den Asphalt schmatzenden Reifen.

Die Maschinen waren mit uns auf gleicher Höhe. Sie fuhren jetzt nebeneinander. Ich wandte meinen Kopf nach rechts und machte ebenso wie Bill und Suko verzweifelte Zeichen, die hoffentlich von den Fahrern bemerkt wurden, damit sie zurückblieben.

Einer drehte zwar den Kopf und warf einen Blick in das Innere unseres Taxis, aber zurück blieben sie nicht. Der Rocker kam mir vor wie ein Wesen aus einem utopischen Film. Der Helm leuchtete in einer blutigroten Farbe, an seiner Seite sah ich einen Totenschädel mit über dem Gesicht gekreuzten Knochen und hinter der Maske war das

Gesicht mehr zu ahnen, als zu sehen.
Sie gaben Gas.
Uns schien es, als hätten ihre Maschinen von unsichtbaren Händen Anschübe bekommen, so rauschten sie ab. Geduckt hockten die Fahrer auf den donnernden Feuerstühlen. Die Heckleuchten glühten wie heiße Herdplatten. Die Lederkleidung der Fahrer war mit Abzeichen übersät, deren Metall im Licht unserer Scheinwerfer glänzte. Ich erkannte eiserne Kreuze und andere Embleme aus dem Zweiten Weltkrieg.
»Das gibt eine Katastrophe!« knirschte Bill.
Unser Fahrer sagte überhaupt nichts. Stumm hockte er hinter dem Steuer. Wie eine erstarrte Wachspuppe. Er fuhr nur, und das war die Hauptsache. Er mußte dranbleiben.
Die hellen Scheinwerferaugen der Rockermaschinen waren voll auf die unheimliche Kutsche gerichtet. Das grelle Licht spiegelte sich in dem Glasaufsatz und zeichnete die schwarzen Holzbalken nach, als wäre ein matter Bronzeaufstrich über dem Material verteilt.
Wir konnten natürlich nicht hören, was die Rocker sich alles zuschrieen.
Nur an den Handbewegungen erkannten wir, daß sie sich die Leichenkutsche vornehmen wollten.
Auch Xorron hatte die Rocker entdeckt. Wir bemerkten, wie sein flacher Schädel hoch ruckte, aber noch ließ er sich nicht stören und kippte den Deckel des zweiten Sargs hoch.
Meine Wiedergabe liest sich, als wäre ungemein viel Zeit zwischen unserer Entdeckung der Kutsche und dem Auftauchen der Rocker vergangen. Das stimmte nicht. Es handelte sich höchstens um zwei, vielleicht drei Minuten.
Und nun drängte alles auf ein Finale zu.
Die Rocker, sowieso von sich überzeugt, wollten es wissen. Die Kutsche auf der Straße, zudem belegt mit zwei Särgen, das war etwas, das in ihre Köpfe nicht hineinging.
Sie kreisten sie ein.
Zwei Maschinen fuhren links und rechts, eine blieb hinter der Kutsche, und wir bekamen mit, wie sich einer der Rocker, es war der, der rechts fuhr, auf seiner Maschine hochstellte. Da er ein ausgezeichneter Fahrer war, konnte er dies riskieren, zudem führte die Straße geradeaus, wie mit dem Lineal gezogen.
Der Rocker streckte den Arm aus, hielt mit einer Hand den Lenker dabei und versuchte, nach der Kutsche zu greifen.
Noch ließ Xorron ihn in Ruhe. Auch um die anderen kümmerte er sich nicht.
Im nächsten Augenblick aber spritzte er förmlich in die Höhe, war wie ein heller Schatten und griff zu.

Wir mußten das Schreckliche mit ansehen. Ich hatte die Hände zu Fäusten geballt, meine Fingernägel stachen ins Fleisch, und über meine Lippen drang ein Stöhnlaut, während es Bill und Suko im Fond nicht anders erging.

Xorron riß den Rocker von der Maschine.

Es war ein Bild wie in einem Action-Film des Meisterregisseurs Sam Peckinpah, nur erlebten wir die Szene nicht auf der Leinwand, sondern vor unseren Augen.

Der Rocker versuchte, sich noch mit einer Hand an die Maschine zu klammern, doch Xorrons Kraft war ungebrochen. Wen er einmal hatte, den ließ er nicht mehr los.

Erst jetzt entdeckte ich, daß eine Seitenwand der Kutsche aus einer Tür mit Glaseinsatz bestand. Die Tür war aufgeflogen. Durch die Öffnung hatte der Untote gegriffen, und durch sie riß er den Rocker auch in das Innere.

Mit der Faust drosch er zu.

Er hatte soviel Wucht hinter seinen Hieb gelegt, daß der Mann in die Knie sank. Wahrscheinlich war sein Helm sogar zertrümmert.

Gleichzeitig scherte die jetzt führerlose Maschine aus. Zuerst driftete sie nach rechts weg, dann stellte sich das Rad quer, von der Geschwindigkeit wurde sie in die Höhe gerissen, überschlug sich, krachte auf die Fahrbahn und schlidderte weiter, wobei das Metall über den Asphalt kratzte und eine lange Funkenspur aufflog, als wäre die Maschine kein Wunderwerk der Technik, sondern ein Komet.

Unser Fahrer reagierte glänzend. Zuerst hatte ich befürchtet, daß er durchdrehen würde, aber er hatte wahrscheinlich schon zu viel hinter sich, so daß er weiterhin den Wagen in der Spur behielt, weder nach rechts oder links auswich und auch nicht bremste.

Wir überholten die Rocker-Maschine und bekamen noch mit, wie sie in den Graben geschleudert wurde. Dabei drehte sie sich um die eigene Achse, als wäre sie ein Kreisel.

Und Xorron wütete.

Ich will auf eine Beschreibung verzichten, es wäre zu grausam gewesen, aber wir erlebten ihn in voller Aktion. Er tötete den Rocker auf unvorstellbare Art und Weise, schwang dann die Arme hoch und warf das, was er nicht mehr benötigte, von sich.

Dann stellte er sich aufrecht, hob den rechten Arm und drohte uns. Es mußte auch ein anderes Zeichen gewesen sein. Die Kutsche wurde auf einmal schnell.

Wie ein Pfeil war sie, bekam eine starke Beschleunigung und löste sich vor unseren Augen auf, wobei wir das Gefühl haben konnten, sie würde direkt in den schwarzen Nachthimmel fahren und den vereinzelt blinkenden Sternen einen Besuch abstatten.

Zurück blieben noch zwei Rocker, die das Entsetzen schütteln mußte,

denn sie hatten sicherlich mit angesehen, was Xorron mit ihrem Freund angestellt hatte.

Auch wir waren geschockt. Wieder einmal hatte uns die andere Seite demonstriert, wie brutal und gnadenlos sie vorging.

Xorron in London.

Das war ein Alptraum.

Und sogar noch mehr…

***

Als die beiden Maschinen vorn anfingen zu schwänzeln, da wußte ich, daß auch wir bremsen mußten.

»Halten Sie an!« befahl ich dem Fahrer.

Der hörte nicht. Inzwischen kamen die Motorräder bedrohlich näher, und auch hinter uns befanden sich Wagen.

»Verdammt, John, der Kerl hat einen Schock!« meldete sich Bill Conolly von hinten.

»Ich weiß, ich weiß!« knirschte ich und erkannte, wie uns die beiden Rocker ein Zeichen gaben. Sie wollten anscheinend mit uns zusammenarbeiten.

»Fahren Sie links ran!« schrie ich.

Erst jetzt reagierte unser Driver. Er schien aus einem Traum zu erwachen, seine Augen wurden groß, der Mund blieb offen, aber ich merkte, wie der Mercedes langsamer wurde.

Mit etwas kantigen Lenkbewegungen wurde der Wagen an den Straßenrand gesteuert, wo er über den weißen Randstrich glitt und schon bald mit seinen Vorderreifen das Gras knickte, bevor er endgültig zum Stehen kam.

Wir atmeten auf. Sekundenlang sprach niemand von uns. Die leicht verzerrten Gesichter entspannten sich. Der Schweiß kühlte ab, der Herzschlag beruhigte sich.

Unser Fahrer sank nach vorn. Seine Stirn berührte den Lenkradring, der Mann begann zu schluchzen. Es war das beste, was ihm passieren konnte. Ich öffnete bereits den Wagenschlag und stieg aus.

Kühl war die Luft. Ein fauchendes Geräusch entstand, als ein Wagen vorbeihuschte. Bei dieser Geschwindigkeit wirkte er auf mich wie ein dunkles Ungeheuer mit hellen Augen.

Bill und Suko hatten das Taxi ebenfalls verlassen. Die Warnblinkanlage war eingeschaltet. In regelmäßigen Intervallen glühte sie auf und tauchte unsere Gesichter jedesmal in einen roten Schein.

»Sollen wir zu den Rockern zurück?« fragte Bill, der neben mir stand.

Ich nickte.

»Wir sollten uns den anderen anschauen«, schlug Suko vor. »Man konnte nicht genau sehen, was Xorron mit ihm gemacht hat, aber…«

»Sei froh«, fiel ich meinem Freund ins Wort.
»Liegenlassen können wir ihn trotzdem nicht.«
Da hatte der Chinese wieder recht. Also machten wir uns auf die Socken. Hintereinander gingen wir dicht am Rand der Straße die Strecke zurück. Dabei hatten wir an eine ruhige Nacht gedacht, doch das war wohl ein Trugschluß.
Die Rocker warteten schon. Sie hatten ihre Maschinen aufgebockt und die Helme abgenommen. Wir blickten in zwei verschwitzte, verzerrte Gesichter, auf denen noch das Grauen geschrieben stand, was hinter ihnen lag.
»Was war das?« fragte einer.
»Wir werden es sehen«, erwiderte ich und wollte an ihm vorbei.
Vielleicht war es der Schock. Meine Antwort hatte ihm nicht gepaßt, und deshalb wollte er mir seine Faust auf den Kopf rammen.
Den Arm hatte er schon hoch, doch plötzlich mußte er das Gefühl haben, von einem Schraubstock umfaßt zu werden, denn Suko hatte sein Gelenk gegriffen.
»Laß es!« sagte er freundlich.
Das Gesicht des Rockers verzerrte sich noch mehr. Er holte tief Luft, wollte etwas sagen, da drückte Suko auf eine bestimmte Stelle am Unterarm seines Gegners.
Der Rocker verdrehte die Augen. Ein Ächzlaut drang über seine Lippen.
»Schon gut, schon gut!« keuchte er und sackte in die Knie. »Ihr habt gewonnen.«
Suko ließ den Mann los.
Ich war stehengeblieben und schaute zurück. »Der Tote muß weiter vorn liegen, ich schaue ihn mir an.«
Die anderen hatten nichts dagegen.
Gelassen marschierte ich los. Genau in das Heulen und das Rotlicht einer Polizeisirene hinein. Der Wagen kam mir entgegen. Das Jammern quälte meine Ohren, und als ich winkte, so daß der Fahrer bremsen konnte, wimmerten die Reifen über die Fahrbahndecke.
Polizisten verließen das Fahrzeug. Damit keine Mißverständnisse aufkamen, hielt ich sofort meinen Ausweis hoch, und Fragen wurden nicht gestellt.
Statt dessen grüßten die uniformierten Kollegen.
»Hat man Sie alarmiert?« fragte ich.
»Ja, Sir«, sagte der Streifenführer und verzog sein Gesicht. »Es hieß, hier wäre eine schwarze, von zwei Pferden gezogene Kutsche auf der Autobahn. Wir haben es nicht geglaubt, aber wir mußten nachschauen, denn wenn Sie wüßten, was so alles auf den Straßen…«
Ich winkte ab und unterbrach damit seinen Redefluß. »Es war tatsächlich eine schwarze Kutsche auf der Autobahn.«

»Was?«

»Ja, von zwei Pferden gezogen. Sie sind keiner Falschmeldung aufgesessen.«

»Aber wo ist sie jetzt?« Der Streifenführer fragte dies, während er seine Kollegen ratlos anblickte.

»Weg, verschwunden.« Ich piekte mir den Streifenführer heraus. »Sie können mitkommen und sich das Opfer mit mir ansehen. Aber machen Sie sich auf etwas gefaßt.«

Der Polizist nickte, schaute dabei auch auf seine Kollegen, die uns stumm umstanden.

Ich wies zurück, wo Suko und Bill anschlenderten. »Die beiden Herren werden Ihnen mehr erzählen können«, erklärte ich den Leuten. »Halten Sie sich an sie.«

»Jawohl, Sir. Und die Rocker?«

»Müssen vernommen werden.«

Der Streifenführer ging schon weiter. Ich erfuhr, daß er Portland hieß.

Ferner berichtete er mir, daß der Anruf von einer Säule aus erfolgt war.

Eine Frauenstimme hatte sich gemeldet.

»Sie klang leicht hysterisch und überdreht«, sagte er.

Ich verzog die Mundwinkel. »Kann ich mir denken.«

»Und Sie haben die Kutsche auch gesehen, Sir?«

»Ja.«

»Aber wie ist es möglich, daß Sie auf diesen Motorway gekommen ist? Sind Ihnen die Pferde durchgegangen?«

»Vielleicht.« Ich wollte dem Mann nicht die Wahrheit sagen. Er hätte sie kaum verstanden, zudem brauchte er die Zusammenhänge nicht zu kennen.

Zuerst fanden wir die Maschine. Sie war fast in den Straßengraben gerast und hatte sich mit dem Vorderrad in das feuchte Erdreich gebohrt.

Die teure Kawasaki war nur noch ein Haufen verbogenen Blechs, mehr nicht. Es tat mir irgendwie leid, als ich sie so sah, aber da war nichts mehr zu machen.

»Und wo ist der Fahrer?« wollte Portland von mir wissen, wobei er sich umschaute.

»Der muß hier in der Nähe liegen.«

Nach ein paar Schritten wäre der Polizist fast über den Sturzhelm gestolpert, der vor seinen Füßen im Gras lag.

Ich schüttelte mich und dächte daran, was von dem Rocker noch übriggeblieben war.

Das sah ich wenig später, als wir vor der Leiche standen.

Ich schielte zur Seite und beobachtete den uniformierten Kollegen,

der den Kopf schüttelte, dann bleich im Gesicht wurde und zur Seite ging, wo er sich übergab.

Auch ich konnte nicht mehr hinschauen. Der kurze Blick hatte mir genügt. Ich war mit Xorrons Gnadenlosigkeit konfrontiert worden und wußte nun, warum er sich auch Herr der Ghouls nannte.

»Das ist nicht möglich. Das ist grauenhaft«, würgte Portland. Er wischte mit einem Tuch über seine Lippen und blickte mich aus großen Augen an. »Sagen Sie doch auch was.«

»Ich gebe Ihnen recht.«

»Und wer hat das getan?« ächzte er.

Tief atmete ich ein, weil ich den verdammten Klumpen runterkriegen wollte, der in meinem Magen steckte. »Wer?« murmelte ich.

»Ein Mensch?« Portland schüttelte den Kopf. »Sind Menschen überhaupt zu so etwas fähig?«

»Es war kein Mensch.«

»Sondern?«

»Ein Tier kann man sagen. Ja, es war ein Tier. Wir müssen der Mordkommission Bescheid geben.«

»Natürlich.« Portland wankte zur Seite. Er hatte weiche Knie bekommen, und auch ich hätte mich am liebsten im Boden vergraben. Ich schaute hoch zum Himmel.

Eine dunkle Fläche, auf der unregelmäßig verteilt, Lichtpunkte glänzten.

Die Kutsche war verschwunden. Sie hatte sich aufgelöst. So jedenfalls hatte ich es gesehen. Aber sie konnte jede Minute zurückkehren. Und Xorron befand sich in der Kutsche. Das war überhaupt das Schlimmste.

Dieser Dämon war das Grauen an sich. Er gehörte zu meinen schlimmsten Feinden, und Dr. Tod, sein Chef, schien ihn wie einen Hund von der Leine gelassen zu haben, damit er um sich beißen konnte.

Daran dachte ich, als wir zurückgingen. Portland hielt sich an meiner Seite und schwieg verbissen. Er hatte seinen Blick zu Boden gerichtet, als suchte er nach irgendwelchen Überraschungen.

Die Rocker standen mit den Polizisten sowie Bill Conolly und Suko zusammen. Ein selten friedliches Bild, wenn mir dieser Kommentar erlaubt ist.

»Wir müssen der Mordkommission Bescheid geben«, meinte Portland, und damit war alles gesagt.

»Dann ist Joe tot?« fragte einer der beiden Rocker.

»Ja.«

»O verdammt, o verdammt.« Er hämmerte voller Wut seinen Helm auf den Boden. »Wer hat in dieser verfluchten Kutsche gesessen. Wenn wir den in die Finger kriegen, dem besorgen wir es.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie besorgen gar nichts«, erwiderte ich gelassen. »Oder wollen Sie, daß mit Ihnen das gleiche geschieht wie mit Ihrem Freund.«

»Wir sind zu zweit.«

»Und wenn Sie zu dritt, zu viert oder zehnt wären, es hätte keinen Sinn. Sie haben es hier mit Gegnern zu tun, die wesentlich stärker sind.«

Da schwieg er. Bill hielt mir die Zigarettenpackung hin, und ich bediente mich. Hinter den Scheiben des Streifenwagens sah ich die Umrisse von Port land. Sein Mund bewegte sich. Er alarmierte die Mordkommission.

Solange wollten auch wir warten. Ich sog an meiner Zigarette und schaute dem wolkigen Rauch nach, der aus Mund und Nase drang. Er vermischte sich mit der feuchten, kühlen Nachtluft.

Die Rocker schwiegen verbissen. Ich wußte nicht, ob meine Worte bei ihnen auf fruchtbaren Boden gefallen waren, hoffte es zumindest und fragte schließlich. »Was wollten Sie eigentlich von der Kutsche?«

Der Typ, der auch vorhin gesprochen hatte, schaute mich an. Sein Gesicht war glatt. Auf der Oberlippe wuchs ein schmaler Bart, während die Mundwinkel zuckten.

»Antworten Sie!«

»Mal nachschauen.«

»Terror machen, wie?« fragte Bill.

»Nein.«

Es war klar, daß sie dies nicht öffentlich zugeben würden. Mich interessierte es auch nicht, der Xorron war jetzt wichtiger.

Die nächsten Minuten verrannen. Portland blieb im Wagen. An seinen Bewegungen war zu erkennen, daß er einen Schluck trank. Ich gönnte ihm den Alkohol aus der Taschenflasche. Er hatte verdammt viel hinter sich.

Dann sahen wir in der Ferne das Blinken der Lampen. Ein Zeichen, daß die Mordkommission anrollte. Es vergingen nur ein paar Sekunden, als zwei Wagen am Straßenrand stoppten, wo die Polizisten jetzt einen Absperring errichtet hatten.

Den Leiter der Mordkommission kannte ich persönlich nicht. Nur der Name Mclntire war mir geläufig.

»Ach, Sie sind Sinclair«, sagte er zur Begrüßung und tippte lässig an seine Hutkrempe. »Was gibt es denn?«

Ich erklärte es ihm in wenigen Worten. »Kutsche sagten Sie, nicht?«

»Ja.«

»Seltsam.« Er gab durch ein paar Handbewegungen zu erkennen, wohin sich seine Leute bewegen sollten. »Ich habe da über Funk von einem Vorfall gehört, wo ebenfalls eine Kutsche gesehen worden ist.«

»Und wo?«

»Auf dem Parkplatz eines Clubs. Eine völlig hysterische Zeugin hat uns angerufen. Sie hat völlig durcheinander geredet.«

»Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Ich habe den Fall weitergeleitet. War nicht mein Bezirk. Aber wo Sie sogar die Kutsche gesehen haben, erhält die Aussage der Zeugin ein völlig anderes Gewicht.«

»Kennen Sie den Namen?«

»Nein, der wird schnell zu erfahren sein.« Er schickte seinen Assistenten los.

»Das könnte eine Spur sein«, meinte Bill.

Der Ansicht war ich auch.

Nun, wir bekamen den Namen und die Adresse. Lana Leroy hieß das Mädchen oder die Frau. Wie wir erfuhren, befand sich die Zeugin nicht mehr unter Polizeigewahrsam, sondern wieder in ihrer Wohnung.

Ich schielte auf den Taxifahrer. Ob er uns noch fahren konnte? Mal sehen, ansonsten mußten wir uns etwas anderes einfallen lassen.

Xorron war gesehen worden.

Was hatte er vor? Diese Frage quälte nicht nur mich, sondern uns alle…

***

Wir hatten den Fahrer überreden können, in seinen Wagen zu steigen.

Er brachte uns in den Ortsteil Bayswater, denn dort wohnte die Zeugin.

Von ihrer Wohnung aus mußte sie den Hayde Park sehen können, denn sie lebte in einem Neubau dicht am Gloucester Square, wo sich bereits einige Grünanlagen befanden.

Neben einer Reihe Ulmen hielt der Driver. »Das war eine wahre Höllenreise«, murmelte er, als ich zahlte. Und noch ein kräftiges Trinkgeld drauflegte, quasi als Entschädigung.

»Sie haben recht. Jeden Tag möchte ich das auch nicht machen.«

Er schaute mich an und grinste. »Trotzdem, nichts für ungut. Wenn Sie mal wieder…« Dann winkte er ab. »Nein, lieber nicht. Sie scheinen das Unheil anzuziehen.«

Damit hatte er nicht so unrecht.

Hinter den Bäumen fanden wir einen plattierten Weg, der zu den beiden Häusern führte. Man hatte davor Parkplätze angelegt und als äußere Grenze Büsche gepflanzt. Die Stelltaschen waren durch die Bank belegt.

Nur noch hinter wenigen Fenstern brannte Licht. An dem an der Wand angebrachten Namensregister informierten wir uns.

Lana Leroy wohnte in der vorletzten Etage. Es war die siebte. Einen

Portier gab es in diesem Haue nicht. Im Flur brannte allerdings Licht.

Ich schellte und hörte wenig später schon die leicht keuchend klingende Stimme. »Wer ist da?«

»Polizei«, gab ich Auskunft. »Mein Name ist John Sinclair. Ich komme von Scotland Yard. Können meine Kollegen und ich…«

»Was wollen Sie denn noch? Ich habe alles gesagt.«

»Trotzdem, Miß Leroy, Sie sind eine wichtige Person. Bitte, öffnen Sie!«

»Gut.«

Ein Summton klang auf. Ich drückte die Tür nach innen und steuerte sofort die Fahrstühle an. Unsere Schritte hallten auf dem nackten Steinboden. Eine Wand war mit einer grünen Pflanze bemalt, die wohl eine Palme darstellen sollte.

Der Lift brachte uns hoch.

Ich schaute Bill Conolly an. Der Reporter grinste. Er hätte schon längst zu Hause sein wollen, aber wenn er einmal Blut geleckt hatte, wie in diesem Fall, da war er einfach nicht abzuschütteln und wollte mit. Sheila hatte er keine genaue Zeit genannt.

Suko war sehr schweigsam. Sicherlich dachte er an Xorron. Wenn man sich über ihn Gedanken machte, konnte einem die Lust zum Lachen schon vergehen.

Es gab mehrere Türen auf der Etage. Wir schritten sie ab und suchten nach dem Namen Leroy.

Suko fand ihn. »Hier!« rief er.

Als wir ankamen, war die Tür spaltbreit geöffnet, wobei sie von einer Kette in Schulterhöhe gehalten wurde und wir hinter dem Spalt den Ausschnitt eines Gesichts erkannten sowie einen Teil der roten Haarflut, die den Kopf der Frau umwuchs.

»Sie sind zu dritt?« Anscheinend machte ihr unser geballtes Auftreten Angst. Mein Lächeln konnte sie nicht beruhigen, dafür jedoch mein Ausweis, den ich ihr entgegenhielt.

»Keine Angst, wir sind wirklich von Scotland Yard.« Auch Suko zeigte seinen Ausweis.

Da öffnete sie.

Lana Leroy war sicherlich eine hübsche Frau. Doch nun hatte sie geweint. Ein Teil der Schminke war verlaufen. Ihr Gesicht sah aus wie das Bild eines modernen Malers, der Farben willkürlich gegen die Leinwand warf.

Sie führte uns in das Wohnzimmer, wo eine Flasche auf dem Tisch stand und ein gefülltes Glas. Am Geruch erkannte ich den Whisky. Lana Leroy trug einen weißen Hausmantel und hatte den Gürtel nur nachlässig verknotet.

Als sie sich setzte, klaffte der Ausschnitt auseinander, so daß wir bemerkenswerte Einblicke auf die herrliche Anatomie des Körpers

bekamen. Mit zehn Fingern fuhr sie durch ihre Haare. »Ich muß schrecklich aussehen«, sagte sie. »Aber nach all dem, was geschehen ist, kein Wunder.« Sie schaute uns der Reihe nach an. »Möchten Sie etwas trinken?«

Wir lehnten ab.

»Aber ich darf, nicht?«

»Natürlich«, lächelte ich.

Lana nahm einen kräftigen Schluck und griff auch nach den Zigaretten.

Von Bill bekam sie Feuer. »Es war schlimm«, murmelte sie. »Verdammt schlimm sogar.«

»Was ist genau geschehen?«

Sie berichtete es uns. So erfuhren wir auch von dem Mord an dem Parkplatzwächter.

»Das hätte uns eigentlich warnen sollen«, sagte sie. »Und plötzlich stand die Kutsche da. Ich bin weggelaufen und habe mich versteckt.« Sie begann wieder zu weinen und berichtete später, was Xorron angestellt hatte.

»Können Sie sich ein Motiv vorstellen?« erkundigte ich mich.

»Für diesen Mord?«

»Ja.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nein, eigentlich nicht.«

Die Antwort war hastig ausgestoßen worden. Von Mclntire, dem Chef der Mordkommission wußte ich, wer umgekommen war. Dieser Rod Kane war kein unbeschriebenes Blatt. Er hatte zu den harten Gangstertypen gehört, die in den letzten Jahren im Sumpf der Londoner Unterwelt nach oben gedrückt worden waren und unsaubere Geschäfte an sich rissen.

Solche Leute hatten Feinde, und darauf sprach ich das Mädchen an.

»Natürlich war er nicht überall beliebt«, gab sie ausweichend Antwort.

»Wer ist das schon?«

»Sie wissen, womit Kane sein Geld verdient hat?«

»Er war Kaufmann.«

Bill lachte spöttisch. »So kann man es auch nennen.«

»Wieso? Glauben Sie mir nicht?« Die Stimme der Frau klang leicht aggressiv.

»Ja und nein.« Ich übernahm das Gespräch. »Wenn Sie Rod Kane als einen Kaufmann bezeichnen, dann müßten sich alle ehrbaren Kaufleute beleidigt fühlen. Ihr Freund Kane war ein Verbrecher. Ein Gangster, der im großen Stil arbeitete. Prostitution, Erpressung, sogar Mord. Leider war ihm nichts zu beweisen, aber daß er in schmutzigen Geschäften mit drin hing und dabei jemandem auf die Zehen getreten war, können Sie und auch wir nicht leugnen. Nun möchten wir gern

von Ihnen wissen, wem er im Wege war?«

»Das weiß ich nicht.«

»Er hat also mit Ihnen über geschäftliche Belange nie gesprochen?«

»Nein.« Die Antwort klang patzig. Für mich hatte die Frau gelogen. Sie wollte ihren Freund noch im Tod schützen.

Ich schüttelte den Kopf. »So kommen wir nicht weiter, Miß Leroy, denn ich habe angenommen, daß Sie daran interessiert sind, den Mörder Ihres Freundes hinter Gittern zu sehen.«

»Natürlich bin ich das.«

Ich schaute sie an. »Und weshalb helfen Sie uns dann nicht, Miß Leroy?«

»Das versuche ich ja.«

»Sie verschweigen uns etwas«, sagte Suko, als er sah, daß ich mich im Sessel zurückgelehnt hatte. »Sie wissen von seinen Feinden. Er muß einem auf die Zehen getreten sein. Und könnte dieser eine oder dieser jemand vielleicht Logan Costello heißen?«

Am Zucken ihrer Augendeckel sahen wir, daß Suko genau ins Schwarze getroffen hatte. Trotzdem verneinte sie. »Ich kenne diesen Logan Costello nicht.«

Ich schlug ihr eine goldene Brücke. »Bestimmt nicht persönlich, aber den Namen werden Sie sicherlich gehört haben.«

Sie lehnte sich zurück, raffte die beiden Revers ihres Hausmantels zusammen und starrte auf ein modernes Bild, das hinter uns fast die gesamte Fläche der Wand einnahm. »Tut mir leid, auch gehört habe ich von ihm noch nichts.«

»Warum lügen Sie denn?« fragte Bill leise.

»Beweisen Sie mir das Gegenteil!«

»Haben Sie vor Costello so eine große Angst?« erkundigte ich mich.

Sie hob die Schultern.

Irgendwie konnte ich sie sogar verstehen. Logan Costello war in London eine Institution. So sehr sich die Polizei auch bemühte, bisher war an ihn nicht heranzukommen gewesen. Im Gegenteil, es war ihm sogar gelungen, sein Imperium weiter auszudehnen, denn er hatte sich mit den Mächten der Finsternis verbündet. Sein Partner dabei war Solo Morasso, mich Dr. Tod genannt. Dieser Mensch-Dämon brauchte einen Statthalter, der dort saß, wo sich auch seine größten Feinde befanden.

Eben hier in London. Und Costello tat immer genau das, was ihm Morasso befahl. Er konnte nur gewinnen, seine Macht wurde größer und auch schwerer zu kontrollieren. Ich ging davon aus, daß er sich in letzter Zeit zu sehr auf andere Geschäfte konzentriert hatte und dabei seine eigentlichen schmutzigen Erwerbsquellen ein wenig aus den Augen ließ.

So etwas wurde schnell registriert, denn die Unterwelt reagierte in

diesen Dingen sehr sensibel. Andere Gangster mußten gespürt haben, daß Costello die Zügel schleifen ließ, und sie krochen langsam der Spitze entgegen. Aber Costello war kein Dummkopf. Sicherlich war ihm zu Ohren gekommen, wie man ihn hintergehen wollte, und er hatte zurückgeschlagen. Und zwar mit Hilfe seiner dämonischen Freunde.

Das war natürlich alles Theorie, aber mir stellte sich der Fall so dar, und davon rückte ich auch nicht ab.

Lana Leroy trank ihr Glas leer. »Wenn Sie mich jetzt bitte allein lassen würden«, sagte sie und behielt das Glas in der Hand.

»Sie haben keine Angst?« fragte ich.

»Wovor?«

»Immerhin sind Sie eine Zeugin. Und ich weiß nicht, wie die andere Seite zu Zeugen steht.«

»Meinen Sie, man würde mich umbringen?«

Darauf gab ich keine Antwort, sondern überließ die Frau ihren Gedanken. Schließlich hob sie die Schultern. »Sorry, aber ich sehe keinen Grund, mich zu fürchten.«

»Natürlich.« Ich erhob mich. Auch Suko und Bill standen auf. Ich griff in die Tasche und holte eine Karte hervor, wo meine private und die dienstliche Rufnummer vermerkt waren. »Sollte sich Ihre Meinung ändern, Miß Leroy, dann bitte rufen Sie mich an. Es wäre wirklich besser für Sie.«

Lana nahm die Karte nicht einmal entgegen. Ich ließ sie aus den Fingern rutschen. Sie fiel auf den Tisch und blieb direkt neben einer Whiskylache liegen.

Mit einem stummen Nicken verabschiedeten wir uns. An der Tür warf ich noch einen Blick zurück, während sich Bill und Suko bereits in der kleinen Diele befanden.

Lana Leroy saß steif auf der Couch. Ihr Blick war nach innen gekehrt, der Mund halb geöffnet, und ich wurde das Gefühl nicht los, daß sie mir etwas sagen wollte.

»Ist noch was?« fragte ich. »Nein, nein. Gehen Sie.«

»Gut. Hoffentlich bereuen Sie es nicht. Wenn Sie allerdings Polizeischutz möchten…«

»Gehen Sie!«

Ich begab mich zu den anderen. Bill Conolly schüttelte den Kopf.

»Himmel, ist die verstockt.«

»Das kannst du wohl sagen.«

»Entweder hat sie Angst, oder sie weiß wirklich nichts«, meinte Suko, als wir bereits nach unten fuhren.

Ich runzelte die Stirn. »Viel wird sie bestimmt nicht wissen, denn ich glaube kaum, daß sie Rod Kane in seine Pläne eingeweiht hat. Aber sie hat Angst, und sie hat den Tod ihres Freundes miterlebt. Sollte

tatsächlich Costello dahinterstecken, ist ihre Angst verständlich.«
»Aber warum hat er Kane umgebracht?«
Bill hatte gefragt. Er bekam von mir die Antwort, während Suko, die Haustür für uns offen hielt. »Costello hat sicherlich angenommen, daß er zu mächtig wurde und seinen großen Bruder Morasso um Hilfe gebeten. Das ist meine Ansicht.«
»Kann hinkommen. Die Frage ist nur, ob der Mord ein einmaliger Fall war oder ob Costello weiterhin die Leichenkutsche durch London fahren läßt.«
»Darüber habe ich mir auch Gedanken gemacht. Wir müßten einen Überblick darüber bekommen, was sich alles in der Londoner Unterwelt tut. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«
»Und wer hat, den?« fragte Bill.
»Es gibt bei uns Experten, die genau Bescheid wissen. Falls Costello zum großen Halali geblasen hat, möchte ich gern dabeisein, wenn sein Rudel zuschlägt.«
»Darauf kannst du dich verlassen«, sagten Suko und Bill wie aus einem Mund.

***

Der Hafen!
In jeder Stadt, die einen besitzt, ist er Schmelztiegel der Rassen und Nationen. In London ist es nicht anders. Im Hafen wurde Geld verdient und Geld ausgegeben.
Und nicht nur die normalen Firmen, die Ex-und Import auf ihre Schilder geschrieben hatten, wollten Geld machen, auch Banden und Gangster, die sich einschlichen und für die das Gebiet eine unerschöpfliche Quelle darstellte.
Sie versuchten es mit allen Tricks. Sie setzten Reeder unter Druck, Kaufleute und Vorarbeiter. Sie infiltrierten die Gewerkschaften und drohten mit Mord und Erpressung. Wer den Hafen beherrschte, kontrollierte einen Teil der Wirtschaft.
Das wußte auch Logan Costello. Aus diesem Grund hatte er seine schmutzigen Finger ebenfalls dick im Hafengeschäft stecken.
Der Hafen und seine unmittelbare Umgebung kamen nie zur Ruhe. In seinem Dunstkreis lebten die Besitzer der obskuren Bars und Neppschuppen von frauensüchtigen Matrosen, die diese Kaschemmen stürmten und dort etwas aufreißen wollten.
Im Hafen selbst wurde auch nachts gearbeitet. Jeder Tag am Pier kostete die Reeder ein kleines Vermögen. Da war es selbstverständlich, daß die Ladungen der Schiffe so rasch wie möglich gelöscht werden mußten. Auch in schwerer Nachtschicht.
Der Hafen hatte seine eigenen Gesetze und sein eigenes Image. Eins war fast immer vorhanden.

Der Nebel!

Manchmal dünn wie eine Wassersuppe, an anderen Tagen dick wie Watte, so lag er über dem Fluß und den Piers. Vom Wasser her stieg er in Wolken oder Schleiern hoch, um sich über den Piers und Kais zu verteilen. So manches Verbrechen deckte er gnädig zu. Er war nicht nur ein Freund geisterhafter Gestalten, sondern auch ein Kumpan von Verbrechern und Hafengangstern.

In dieser kühlen Nacht stieg der Frühjahrsnebel ebenfalls von den Wassern der Themse hoch, kroch mit seinen langen, nicht faßbaren Armen in jeden Winkel und in jede Ritze hinein, um sie auszufüllen.

Schmutz und Elend deckte er zu, seine Nässe setzte sich auf Kräne, Schiffe und das alte rissige Pflaster der Wege, die das Hafengebiet durchkreuzten. Er war ein unheimlicher geisterhafter Bote, in dessen Schutz sich die brutalsten Verbrechen begehen ließen.

Für Logan Costello kam dieses Wetter wie bestellt. Er hatte indirekt die Nacht der Rache eingeleitet, und sie sollte auch weitergeführt werden.

Über dem Nebel und von keinem Menschenauge wahrgenommen, bildete sich ebenfalls ein seltsamer Dunst. Er sah fast so aus wie normaler Nebel, nur schimmerte er bei genauerem Hinsehen ein wenig violett und war zu langen Spiralen gedreht.

Ein Nichteingeweihter hätte ihn kaum beachtet, und die, die Bescheid wußten, befanden sich nicht in der Nähe, denn über dem normalen Nebel schwebte lauernd der vom Würfel des Unheils produzierte Todesdunst.

Es war ein magischer Nebel mit unheimlichen Eigenschaften, die nicht nur Menschen auf grauenvolle Art und Weise töten konnten, sondern Gegenstände, die mit diesem Nebel in Verbindung standen, einfach verschwinden ließen.

Er schleppte sie in eine andere Dimension hinein und entzog sie dadurch dem menschlichen Auge.

Wo der Todesnebel auftauchte, da verbreitete er Angst, Schrecken und das Grauen.

Jetzt drehte er sich über dem Hafengebiet, und in seiner Wolke entstanden Stück für Stück die Konturen eines Gegenstandes.

Die Leichenkutsche formte sich heraus.

Ihr schwarzes Gestell hob sich deutlich aus dem violetten Grau des Nebels ab. Vor der Kutsche waren die beiden unheimlichen Rappen zu sehen, die wild ihre Köpfe bewegten, jedoch keinen Laut von sich gaben.

Räder drehten sich, obwohl sie keinen Bodenkontakt besaßen. Auf dem Bock saß eine dunkel gekleidete Gestalt und schwang eine Peitsche.

Und im Aufbau stand Xorron.

Bleich schimmerte er und schaute in die beiden offenen Särge, in denen niemand mehr lag. Nur noch dunkle Blutspritzer zeugten davon, daß ein Mensch einmal in den Sarg gesteckt worden war, während der zweite überhaupt keine Flecken aufwies.

Auch Xorrons untere Gesichtshälfte war rot verschmiert, und der Gestalt auf dem Bock erging es ebenso.

Der Ghoul und der Dämon hatten Grünes Licht bekommen. Sie würden alles ausnutzen.

Wieder schwang der zwergenhafte Ghoul die Peitsche. Lautlos wischte der Riemen durch die Luft und glitt dicht über die beiden Pferderücken.

Es war das Zeichen für die Tiere.

Mit Vehemenz stürzten sie nach unten ihrem Ziel entgegen. Und niemand sah, wie der stilisierte Tod in den normalen Nebel eintauchte und von ihm verschluckt wurde.

Die Folgen jedoch sollten bald alle zu spüren bekommen…

***

Mein Büro war kalt, leer und wirkte irgendwie deprimierend. Zudem sah ich die Akten auf dem Schreibtisch und hätte sie am liebsten von der Platte gefegt.

Wir hatten uns wieder ein Taxi nehmen müssen und uns vor dem Yard Building geteilt. Ich war allein in das Büro hochgefahren, während Suko und Bill zu dem Haus fahren wollten, in dem der Chinese und ich unsere Wohnungen besaßen.

Es gab einen simplen Grund für die Fahrerei. Wir brauchten einen fahrbaren Untersatz. Suko wollte nicht nur den Bentley holen, sondern auch das Schwert mitbringen, das einmal Destero gehört hatte. Wenn es gegen Xorron ging, konnte man nicht stark genug bewaffnet sein.

Ich nahm hinter meinem Schreibtisch Platz und streckte die Beine aus.

Gern hätte ich für ein paar Minuten die Augen zugemacht, aber alles deutete daraufhin, daß ich mir mal wieder eine Nacht um die Ohren schlagen mußte.

Suko und Bill würde es nicht anders ergehen und ich wollte dafür sorgen, daß noch jemand aus Morpheus Armen gerissen wurde. Sir James Powell, mein Chef.

Er hatte mich oft genug aus dem Bett werfen lassen, und ein wenig schadenfroh wählte ich seine Nummer.

Dreimal klingelte es durch, dann wurde abgehoben, und ein barsches »Ja!« drang an meine Ohren.

»Sinclair.«

»Wo stecken Sie?« Sir James fragte nicht, weshalb ich ihn anrief, er konnte sich denken, daß ich dies nicht zum Vergnügen tat.

»In meinem Büro.«
»Und? Ist die Sache in Frankreich erledigt?«
»Ja, Sir, aber hier in London geht es weiter. Es sind in den letzten Stunden verdammt unangenehme Dinge geschehen. Und all dies hängt mit Xorrons Auftauchen zusammen.«
»Er ist in unserer Stadt?«
So leicht war mein Chef nicht zu erschüttern. Die Nachricht allerdings paßte ihm auch nicht, und seine Stimme zitterte unmerklich, denn er wußte, was meine Botschaft zu bedeuten hatte.
»Leider, Sir. Und ich habe ihn sogar gesehen, konnte ihn aber nicht stoppen.«
»Berichten Sie!«
Das tat ich auch, während mein Chef zuhörte. Hinterher stellte er nur eine Frage: »Haben Sie schon Maßnahmen getroffen, um das Unheil zu verhindern?«
»Ich bin dabei, Sir.«
»Und welche?«
In Stichworten gab ich sie ihm durch.
»Es ist gut, so wie Sie das sehen. Wahrscheinlich haben Sie mit Ihrer Annahme sogar recht. Auf jeden Fall bleiben Sie am Ball, und informieren Sie mich.«
»Wo, Sir?«
»Ich komme ins Büro.« Damit legte er auf.
Auch ich ließ den Hörer auf die Gabel rutschen. So war der Alte. Immer pflichtbewußt und dienstbereit. Zudem wußte er durch mich, was auf dem Spiel stand. Wahrscheinlich würde auch er seine Beziehungen spielen lassen, denn Sir James war ein fantastischer und glänzender Schreibtischstratege, der Einsätze ausgezeichnet vorbereiten und auch zu leiten wußte.
Es gibt eine Abteilung bei uns, die setzt sich aus besonderen Leuten zusammen. Vom Ansehen her oft krumme Typen, wie man so schön sagen würde. In Aussehen und Kleidung überhaupt nicht mit einem Polizisten zu vergleichen. Aber die Jungs, die von uns in den Untergrund geschickt wurden, waren harte und unbestechliche Burschen, auch wenn sie so manches Mal ein wenig über das Ziel hinausschossen. Der Erfolg gab ihnen letzten Endes recht. Dieser Truppe war es gelungen, den Drogenkonsum einzudämmen, und sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, ihn völlig in den Griff zu bekommen, um ihn irgendwann einmal endgültig auszuschalten. Wenn jemand über die Struktur der Unterwelt Bescheid wußte, dann die Männer dieser Sonderabteilung.
Zu ihnen begab ich mich.
Die Büros befanden sich im Westtrakt des hohen Gebäudes. Auf einer halben Etage verteilt. Natürlich wurde hier auch nachts gearbeitet.

Leiter der Abteilung war ein gewisser Nick Taylor, ein Mann in meinem Alter, der praktisch mit mir angefangen hatte und den ich noch aus alten Tagen gut kannte.

Unsere Fälle hatten sich bisher kaum berührt, doch wir respektierten uns, so daß kein Kollegenneid aufkam.

Zum Glück hatte Taylor Dienst. Als ich seine Bürotür aufstieß, telefonierte er gerade und deutete auf einen freien Stuhl, wo ich Platz nahm.

»Ja, dann haut doch zu!« schrie er. »Schafft den verdammten Dealer her. Wir ziehen ihm die Ohren lang. Zwölfjährige, dieses Schwein. Und dann die Kinder nach Holland schaffen lassen. Dem werden wir einen Riegel vorsetzen.« Wütend legte er auf, drückte seine Finger gegen die Augäpfel, hob den Kopf und schaute mich an.

»Hi, John. Wie ist es?«

»Na ja.«

»Mehr brauchst du nicht zu sagen. Ich drehe hier auch bald durch. Jetzt geben sie das verdammte Zeug schon an Kinder aus. Und wenn die Mädchen reif sind, werden sie nach Holland in gewissen Clubs verkauft. Verdammte Scheiße, man sollte eine MPi nehmen…« Sein bärtiges Gesicht zuckte, und ich sah es in seinen Augen feucht schimmern.

Taylor erlebte bei seinen Einsätzen die Hölle. Alle Abarten des menschlichen Daseins, die durch den Genuß des Rauschgifts hochgespült werden. Auch mir lief ein Schauer über den Rücken.

Irgendwie hatten wir den gleichen Job. Wenn Taylors Arbeit mal Erfolg zeigte, breitete sich an anderer Stelle das Pestgeschwür Rauschgift weiter aus.

»Nun ja, John, du hast deinen Job, ich den meinen. Was kann ich für dich tun? Dämonen jagen?«

»Nein, das mache ich. Aber du könntest mir einige Auskünfte geben, die die Londoner Unterwelt betreffen.«

»Nur raus damit!«

»Du kennst Logan Costello?«

Da lachte Nick Taylor auf. Es war kein freundliches Lachen, sondern ein hartes. »John, wer kennt diesen verdammten Hai nicht. Er ist die Wurzel allen Übels und mein großes Problem. Wenn ich ihn hätte, ginge es mir und dir wahrscheinlich besser.«

»Klar, Nick. Du hast Costello als Hai bezeichnet. Okay, doch da gibt es noch einige andere Fische, die den Hai umkreisen.« Ich streckte meinen Arm aus. »Und das sind Parasiten, die dem großen Hai sehr gefährlich werden können und es sogar schon sind, wenn mich nicht alles täuscht.«

Nick grinste breit. Zum erstenmal sah ich etwas von seinen Lippen, die ansonsten durch den dunklen Bart verdeckt wurden. »Das wäre ja

fabelhaft. Etwas Besseres könnte uns überhaupt nicht passieren.«

»So denkst du. Doch die Parasiten werden umgebracht.«

»Was?«

»Ja, es ist zum Beispiel…«

Da schlug sich Nick Taylor gegen die Stirn und unterbrach somit meine Antwort. »John, verdammt, du hast recht. Ich erinnere mich. Vor zwei Stunden bekam ich die Meldung, daß Rod Kane tot ist, obwohl man die Leiche bisher noch nicht fand, was das Seltsame an der Sache ist.«

»Da kann ich dich aufklären.«

»Raus damit.«

Ich erklärte, warum man seine Leiche nicht gefunden hatte und begründete es damit, daß die Mörder des Mannes unter der Dämonenabart Ghoul zu suchen waren.

»Ghouls?«

»Genau.«

Nick Taylor holte tief Luft. »Wenn ich dich nicht kennen würde, John, dann hätte ich vielleicht gelacht. So allerdings nicht. Da ist die Sache viel zu ernst.«

»Das wollte ich sagen.«

»Und was weiter?«

»Kane ist tot. Davon müssen wir ausgehen. Er war einer der Parasiten, aber wer sind die anderen? Du, Nick, kennst dich am besten in der Szene aus. Wer könnte einem Mann wie Logan Costello noch so gefährlich werden, daß er radikal aufräumt?«

»Da muß ich nachdenken.«

»Tu das.«

Ich holte inzwischen die Zigaretten hervor und gab eine Runde aus.

Versonnen starrte Nick Taylor den blaugrauen Rauchwolken nach.

»Nun, wenn man es genau nimmt, kommt eigentlich kaum jemand in Frage, wo Kane nicht, mehr ist. Höchstens noch zwei Sumpfblumen, die in der letzten Zeit so richtig aufgeblüht sind.«

»Und das wären?«

»Da hätten wir einmal Jason Frogg. Er kontrolliert so einiges im Hafen und hat in letzter Zeit sein Gebiet ausgebreitet. Frogg ist ein Hundesohn. Er war erst in der Gewerkschaft tätig. Nach einer Bestechungsaffäre hat man ihn gefeuert, aber seine Methoden sind härter geworden. Er hat seine ehemaligen Kollegen unter Druck gesetzt, und sogar Morde sollen auf sein Konto gehen. Der halbe Hafen zittert vor ihm. Er nennt sich selbst der King von Southwark.«

»Das ist schon etwas. Und der andere?«

»Der heißt Wesley Steele. Ein Mann der Disco-Szene. Soll aber auch das Geschäft mit dem Orient in den Händen halten. Mädchenhandel, wenn du verstehst.«

»Den gibt es noch immer?«
»Und wie. Was meinst du, wie in den einsamen Gebirgen von Libyen und Marokko die Mädchen verschwinden. Zudem ist Südamerika noch immer ein guter Abnehmer. Steele hat mit Härte und List sich ein kleines Imperium aufgebaut.«
»Ich danke dir, Nick«, sagte ich und drückte die Zigarette aus. »Damit kann ich schon etwas anfangen.«
»Das hoffe ich doch.« Mein Kollege reichte mir die Hand und hielt sie länger fest, als es üblich war. »Noch eins, John, sieh zu, daß du sie kriegst. Alle.«
Mein Lächeln fiel schief aus. »Das kann ich dir nicht versprechen, aber ich werde mein Bestes tun.«
»All right, mach's gut.«
Ich verließ das Büro wieder und traf auf dem Gang zwei von Taylors Leuten. Einen dritten hatten sie zwischen sich genommen. Der Typ war widerlich. Er trug eine rote Mütze auf dem Kopf und kreischte wie ein Verrückter. Er belegte meine Kollegen mit Schimpfworten, von denen Bullensau das harmloseste war. Vielleicht war er der Dealer, über den Nick sich so erbost hatte.
Ich sah zu, daß ich wieder in mein Büro kam, wo Suko und Bill bereits warteten. Sie hatten es sich hinter den Schreibtischen bequem gemacht.
Auf meinem lag ein schmaler Kasten. Ich hatte mein Schwert darin verstaut.
»Warst du auf ein Schäferstündchen weg?« lästerte Bill. »Wir warten hier schon sehr lange.«
»Genau, Dicker. Mit einem Schäfer habe ich gesprochen. Er hat mir auch die Namen seiner beiden Leithammel gegeben. Jason Frogg und Wesley Steele.«
»Au, die kenne ich. Vor allen Dingen Frogg. Mit seinen Leuten bin ich aneinandergeraten, als ich eine Reportage über unseren Hafen schrieb. Damals befehligte er nur Schlägerkommandos.«
»Heute ist der Mann schlimmer. Hat sich auf Mord umgestellt.«
»Und ist Costellos Feind?« fragte Suko.
»Alles deutete darauf hin. Fragt sich nur, wo wir Frogg finden können.«
Das hatte ich vergessen und rief Nick Taylor noch einmal an. Ich bekam mehrere Orte gesagt, auch wo sich Wesley Steele unter Umständen aufhalten konnte. Im Hintergrund vernahm ich das Toben des gefaßten Dealers.
Rasch notierte ich mir die Anschriften und nickte meinen beiden Freunden zu. »Auf geht's, wir wollen keinen warten lassen.«
»Nein, das wollen wir wirklich nicht«, grinste Bill und stemmte sich in die Höhe.

***

Der Mord an einem Gangster spricht sich in der Unterwelt immer sehr schnell herum. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich so eine Nachricht, und auch Jason Frogg erfuhr davon.

Er war kein Dummkopf und zog sofort die richtigen Schlüsse. Dahinter konnte seiner Ansicht nach nur ein Mann stecken.

Logan Costello!

Gewarnt hatte er Frogg einmal. Ob er es bei Kane auch getan hatte, wußte er nicht, aber er hatte nicht zurückgesteckt, und so etwas konnte Costello nicht leiden.

Frogg verfiel zwar nicht in Panik, er reagierte jedoch und rief seine beiden wichtigsten Leute zusammen. Mit ihnen wollte er sich in seinem Hauptquartier am Hafen beraten.

Nebel schützte die beiden Wagen, als sie langsam über den Pier rollten.

Frogg saß im ersten Wagen und schaute durch die kugelsicheren Scheiben nach draußen in die trübe Suppe. Hin und wieder sah er Lichter. Sie wirkten auf ihn wie verwaschene Zitronen, ohne Glanz und fad. Obwohl es nicht mehr kalt war, trug Frogg einen wärmenden Pelzmantel.

Aus dem Fell junger Robben! Allein daß er diesen Mantel trug, zeugte davon, wie brutal er war. Der Kopf schien geradewegs aus dem Kragen zu wachsen, ein Hals war nicht zu sehen, und die Kappenmütze aus Wildleder bedeckte seinen ansonsten fast kahlen Schädel, der nur an der hinteren Seite ein paar rotblonde Strähnen zeigte. Die beiden vorderen Sitze belegten Jay und Ray Qualston. Sie waren die Männer, die für ihren Chef die gröbsten Schwierigkeiten aus dem Weg räumten.

Eiskalt schlugen sie Menschen zusammen, gaben Mordbefehle oder killten selbst. Sie paßten zu Frogg wie der Fisch zum Wasser.

Es gab Leute die behaupteten, Frogg wäre kein Mensch, sondern eine Ausgeburt der Hölle. Ein Mensch war er schon, aber sein Gesicht hatte bei einem Brand etwas abbekommen, und auf der linken Seite wollte einfach kein Fleisch nachwachsen. Diese Seite schimmerte rötlich. Aus diesem Grunde hatte man Frogg auch den Namen Feuergesicht gegeben. Wenn er das allerdings hörte, flippte er aus.

Ray Qualston fuhr. Er mußte den schweren Mercedes vorsichtig lenken, erstens war die Sicht schlecht, zweitens die Straßen eng, und außerdem hatten sie es nicht eilig. Frogg wollte nur in sein Hafen-Quartier, um von dort aus alles in die Wege zu leiten, was für eine Verteidigung notwendig war.

Im Wagen hinter dem Mercedes saß das Luchsauge. Einer der wichtigsten Leute im Hafen überhaupt. Der kleine Mann mit den schulterlangen, dunkelbraunen Haaren sah und hörte alles, was sich

im Hafen abspielte. Er war Froggs drittes Auge.

Wenn sich Frogg mit seinen Unterführern besprach, dann blieb das Luchsauge draußen und sicherte.

Sie erreichten einen breiteren Pier. Es war eigentlich eine Straße, die parallel zur Themse führte und später erst zu einem Pier abknickte, der dann wie ein Balken aus Beton in den Fluß hineinragte, obwohl es auch Piers und Landungsstege gab, die sich wie kleine Kanäle ins Land bohrten und man als Becken bezeichnete.

Der Nebel kroch über das rauhe Pflaster und ballte sich zu quirlenden Wolken vor den hellen Glotzaugen der Scheinwerfer. Weit hatten sie nicht mehr zu fahren. Schon tauchte das viereckige Gebäude mit dem flachen Dach aus der grauen Suppe auf. Weiter vorn brannten starke Lampen, deren Licht sogar den Nebel durchdrang. Sie beleuchteten einen der am meisten befahrenen Gleiskörper. Jenseits davon wurde ein Schiff entladen. Das Quietschen und Kreischen der hohen Kräne konnte einem Menschen auf den Nerv fallen. Jason Frogg hatte sich daran gewöhnt. Für ihn war es eine Begleitmusik wie für andere Popoder Operettenmusik.

Das Haus diente gleichzeitig auch als Lager. Heiße Ware wurde hier nicht gestaut, sondern normale Maschinen und andere Frachtgüter, mit denen Frogg handelte.

Das Haus besaß auch eine Rampe.

Dort stoppte der Mercedes. Luchsauge in seinem Camaro fuhr dicht auf und hielt ebenfalls.

Zuerst stiegen die Qualston-Brüder aus Mit gezogenen Waffen schauten sie in die Runde, und erst als sie die Luft für rein befanden, drückte sich Frogg aus dem Wagen.

Auch das Luchsauge verließ den Camaro und blieb abwartend an der Tür stehen.

Der viel zu schwere Frogg drehte sich ächzend herum und schaute den dritten Gangster an. »Du hältst hier deine Augen offen, hast du verstanden?«

»Geht klar, Chef. Warnung wie immer?«

»Ja.«

Dies bedeutete nichts anderes, als daß Luchsauge einen verstecken Kontakt drücken würde, der in Froggs Büro ein optisches und akustisches Signal in Gang setzte, so daß die Killer ihre Konsequenzen aus der Warnung ziehen konnten.

Jay und Ray nahmen ihren Boß in die Mitte. Nebeneinander schritten sie auf die Eisentür zu, nachdem sie die kleine Treppe an der Rampe überwunden hatten. Die Tür war mit einem Spezialschloß versehen, für das es nur zwei Schlüssel gab. Einen davon trug Frogg bei sich, der andere lag in einem Bankfach.

Luchsauge wartete so lange, bis die Männer verschwunden waren,

dann lief er zu seinem Wagen und holte eine Flasche Brandy unter dem Sitz hervor. Er mußte jetzt einfach einen Schluck haben. Lange genug hatte er sich beherrschen müssen. Vor Frogg mußte er immer den Kostverächter spielen, der haßte es, wenn seine Leute tranken, aber Luchsauge brauchte den Stoff. Er war davon abhängig.

Aus der Flasche trank der Mann, und das scharfe Zeug rann in seine Kehle. Als er den letzten Rest schluckte und den Arm wieder sinken ließ, glänzten seine Augen. Jetzt ging es ihm besser, jetzt fühlte er sich wieder fit. Daß er dabei einer Selbsttäuschung erlegen war, daran verschwendete er keinen Gedanken.

Er kannte die Spielregeln genau. Sein Chef und die beiden Qualstons würden die nächsten beiden Stunden sicherlich in der Bude hocken, telefonieren und beraten. Da hatte er Zeit, sich ein gutes Plätzchen auszusuchen, von dem aus er die Umgebung kontrolliert im Auge behalten konnte.

Über den Nebel ärgerte er sich nicht. Der war halt im Hafen immer vorhanden. Es gab nur wenige Nächte, wo kein Dunst über dem Wasser oder den Piers lag.

Luchsauge hatte seinen alten Mantel übergeworfen und den Kragen hochgestellt.

Durch ein Fenster fiel ein schwacher Lichtschimmer, der schon bald vom Nebel absorbiert wurde. Auch das Kreischen der Winden klang gedämpft. Hin und wieder tutete ein Nebelhorn, Wasser platschte, vereinzelte Möwenschreie, und von irgendwoher drangen sogar Fetzen von Musik an die Ohren des Mannes.

Er war praktisch mit dem Schatten einer Wand verschmolzen. Die Zigarette hielt er so, daß seine Handfläche die Glut nach außen hin abdeckte.

Schon bald hatten die ewigen Geräusche des Hafens den einsamen Aufpasser regelrecht eingelullt. Allerdings schlief er nicht, denn seine Sinne blieben gespannt.

Luchsauge bezeichnete sich immer als einen sensiblen Menschen. Als ein Produkt seiner Umwelt und der Natur. Man sagte ihm nach, daß er die Gefahr riechen würde. Das stimmt zwar nicht, doch Luchsauge witterte irgendwie Gefahren.

So war es auch heute. Da lag etwas in der Luft. Nicht nur der Nebel, nein, aber es wollte ihm nicht gelingen, sich so richtig zu entspannen, wie er es sonst getan hatte.

Er war zu unruhig. Aber diese Unruhe mußte einen Grund haben. Den wollte er herausfinden. War es vielleicht das Wissen um Rod Kanes Ermordung? Möglich. Andererseits hatte er sonst auch nicht so sensibel reagiert, wenn einer von der anderen Seite des Gesetzes umgebracht wurde.

Nein, es mußte etwas anderes sein. Gefahr!

Es war eine unbestimmte, nicht faßbare oder greifbare Gefahr, die ihn umgab. Er konnte sie schlecht analysieren, jedoch fühlte er sich eingekesselt.

Irgendwo im Nebel lauerte etwas. Jeden Augenblick konnten Gestalten mit schußbereiten Waffen auftauchen und schießen, wobei er sich schon unter den Einschlägen der Kugeln in seinen Körper zusammenbrechen sah.

Luchsauge schüttelte sich. Es waren Vorstellungen, die auf gar keinen Fall in die Tat umgesetzt werden durften. Lieber würde er Reißaus nehmen und sich irgendwo wie eine Ratte verkriechen, wenn…

Seine Gedanken wurden unterbrochen.

Eigentlich hatte er nichts gehört, und eben das machte ihn so mißtrauisch.

Es war still geworden.

Zwar hörte er noch weiterhin die Geräusche der Winden und Kräne, sah die blassen, bläulich weiß schimmernden Lichter der Lampen in der Ferne, aber er hörte die Vögel nicht mehr.

Die Möwen waren verstummt.

Ein schlechtes Zeichen. Nervös fuhr Luchsauge mit der Zungenspitze über seine Lippen. Ein kalter Windstoß fuhr über den Pier, trieb Papier vor sich her, drang auch unter den Mantel des Mannes, und er fröstelte.

Die Haut auf dem Rücken zog sich zusammen. Hart preßte der Beobachter die Lippen aufeinander. Seine Hände öffneten und schlossen sich wie unter krampfhaften Zuckungen. Nervös klapperte er mit seinen Augendeckeln. Er kannte die Anzeichen einer sich nähernden Gefahr, und er spürte sie immer deutlicher.

Was kam da auf ihn zu?

Luchsauge hielt es nicht mehr länger auf seinem Platz. Er löste sich aus der Deckung der Hauswand und ging zwei Schritte vor, wobei er bald von den Nebelschleiern umquirlt wurde und wie ein Schemen wirkte.

Plötzlich zuckte er zusammen, denn er hatte ein Geräusch vernommen.

Ein Geräusch, das überhaupt nicht in die Kulisse hineinpaßte. Es war ein Rattern, als wurde etwas über den Boden rollen, zwar noch ziemlich weit entfernt, doch immer näher kommend und damit auch lauter werdend.

Der Mann überlegte, ob er seinen Chef warnen sollte, entschied sich dann dagegen und wollte erst einmal abwarten, was da wirklich auf ihn zukam.

Es war ein großer, düsterer Schatten. Er kam aus dem Nebel, war unförmig anzusehen, und er brachte auch dieses rollende Geräusch mit.

Der Schatten bewegte sich. Die grauen Schleier umtanzten ihn, und aus ihm heraus drang ein wildes Fauchen, das dem einsam wartenden Mann entgegenfuhr.

Luchsauge zuckte zusammen. Er stülpte seine Unterlippe vor. Bei ihm ein Zeichen, daß er völlig geschockt war, denn er hatte den Schatten identifiziert.

Eine Kutsche!

Von zwei Pferden wurden sie gezogen. Schwarze Tiere waren es, die sich wie gemalt von dem grauen Schleier abhoben.

Und dann war plötzlich nichts mehr zu hören. Das Rollen der Räder verstummte von einem Augenblick zum anderen. Stille breitete sich wieder aus, doch die Kutsche und die beiden Pferde waren noch vorhanden. Nun näherten sie sich lautlos.

Sie wuchsen gewaltig vor dem einsamen Aufpasser in die Höhe, so daß Luchsauge das Gefühl hatte, jeden Augenblick von den Hufen tödlich getroffen zu werden.

Seine Angst verdichtete sich. Dabei duckte er sich zusammen und tauchte zur Seite weg, weil er starke Furcht vor dieser unheimlichen Kutsche und den beiden sie ziehenden Pferden bekam.

Am Beginn der Rampe hatten die Pferde angehalten und ließen ihre Köpfe hängen, als wären sie erstarrt.

Luchsauge wischte über seine Augen.

Er hatte zwar getrunken, aber längst nicht soviel, daß er betrunken war und vielleicht Geister oder Gespenster sah.

Das hier war Wirklichkeit.

Die Kutsche und die Pferde existierten!

Und das mitten in London. Luchsauge konnte es nicht begreifen. Da erlaubte sich einer einen Scherz. Als er daran dachte, verzog sich sein Gesicht zu einem schiefen Grinsen. Für ihn gab es keine andere Lösung.

In London liefen genügend Spinner herum, warum auch nicht jemand, der mit einer Kutsche durch die Gegend reiste?

Aber kam er, um zu killen?

Das konnte sich Luchsauge kaum vorstellen. Nein, Mörder fuhren nicht mit der Kutsche an. Das hatte irgend etwas anderes zu bedeuten. Er wollte es herausfinden. Seine Angst hatte sich zu einem großen Teil verflüchtigt, deshalb bewegte er sich mit schleichenden Schritten auf die Kutsche zu, um nachzuschauen, wer überhaupt auf dem Kutschbock saß.

Da hatte er niemand entdecken können.

Je näher er kam, um so stärker kam seine dumpfe Furcht zurück!

Vielleicht war es die schwarze Farbe des Gefährts, aber auch die Pferde und das Glas am Aufbau der Kutsche.

Luchsauge war jetzt so nahe herangetreten, daß er einen Blick durch

die Scheibe werfen konnte.

Zwar tanzten noch Nebelschlieren zwischen ihm und dem Gegenstand, aber es gelang ihm dennoch, in das Innere hineinzupeilen.

Plötzlich glaubte er, der Mittelpunkt eines Horrorstreifens zu sein. Die Kutsche besaß eine Ladung.

Zwei schwarze Särge!

Luchsauge blieb einige Sekunden unbeweglich stehen. Sein Magen klumpte sich zusammen, die Angst wurde riesengroß, und sie steigerte sich noch mehr, als er entdeckte, daß ein Sargdeckel von innen her in die Höhe gedrückt wurde und eine weiße Hand in dem Spalt erschien…

***

Luchsauge glaubte, durchzudrehen. So etwas war ihm noch nie vorgekommen. Er starrte auf die Kutsche, schaute sich den Sarg an und begann zu zittern.

Es war das Grauen.

Jemand hatte in dem Sarg gelauert. Nun kam er vor, denn nicht nur die Hand war erschienen, sondern auch ein Teil des Arms und ein Stück der Schulter. Alles geschah in einer nahezu gespenstischen Lautlosigkeit, die erschreckend wirkte, und dem Beobachter eine Gänsehaut über den Rücken trieb.

Und er sah noch mehr.

Durch die weißliche Haut schimmerte es dunkler. Das waren die Knochen, die wie bei einem Menschen auch, den Körper dieses Wesens durchzogen.

Aber kletterte da ein Mensch aus dem Wagen?

Luchsauge vernahm plötzlich ein Klappern. Es dauerte Sekunden, bis er herausgefunden hatte, daß es seine Zähne waren, die aufeinanderschlugen.

Er hatte eine hündische Angst und schüttelte sich wie ein nasser Hund, der seine Wassertropfen loswerden wollte.

Wer stieg da aus dem Sarg?

Jetzt sah er den Kopf. Eine fast glatte weiße Fläche. Undeutlich erkannte er die Einkerbungen, die das Gesicht der Gestalt zeichneten. Mit einem allerletzten Stoß wurde der Sargdeckel vollends in die Höhe gedrückt, so daß das Monstrum endgültig freie Bahn hatte.

Xorron kam!

Und er war blut-und beutegierig wie eh und je. Unersättlich sein Hunger, gnadenlos und auf Beute programmiert, die er schon längst anvisiert hatte.

Seine Bewegungen waren geschmeidig. Auch die dunkleren Knochen unter seiner Schicht blieben nicht starr, sie machten die Bewegungen

mit, als er einen Arm ausstreckte und plötzlich an der Seite die eine mit einem Glaseinsatz versehene Kutschentür aufschwang.

Da wußte der Mann, daß es für ihn Zeit wurde zu flüchten, wenn er sein Leben noch retten wollte.

Seltsamerweise konnte er noch klar denken, drehte sich, wollte laufen und öffnete seinen Mund zu einem gellenden Schrei, denn direkt vor ihm stand eine zwergenhafte Gestalt, deren Gesicht mit einem grünlich schimmernden Schleim bedeckt war.

Luchsauge kam nicht mehr dazu, einen Hilferuf auszustoßen, zwei Arme schnellten vor, und die glitschigen Klauen legten sich wie Klammern um seine Kehle…

***

Er hatte noch nie in seinem Leben etwas mit einem Ghoul zu tun gehabt.

Er wußte nicht einmal, daß es diese Wesen überhaupt gab, aber für ihn stand fest, daß er sich in einer tödlichen Gefahr befand.

Die Klammer war hart. So hart, daß ihm kaum noch Zeit blieb, Luft zu holen. Er hatte seine Augen weit aufgerissen. Die Pupillen wirkten wie zwei starre gläserne Kreise, die Todesangst jagte durch seinen Körper, und als er in das von Schleim bedeckte Gesicht schaute, da war ihm klar, daß er die Fratze seines Mörders vor sich sah.

Obwohl der Ghoul kleiner war als sein Opfer, besaß er die doppelten Kräfte. Er drückte den Mann zurück und klammerte sich an seiner Kehle regelrecht fest. Dabei stieß er zischende Laute aus, und bewegte sein Gesicht so, daß in der unteren Hälfte ein Maul klaffte, in dem gefährlich spitze Zähne zu sehen waren.

Luchsauge rechnete damit, daß das Wesen vor ihm ihn töten wollte. Ein Irrtum.

Die Gefahr näherte sich in seinem Rücken.

Xorron kam.

Einen Arm hatte er bereits erhoben. Kein Laut war zu hören. Gleitend schlich er voran. Unter seiner weißlichen Haut zeichneten sich dunkel die Knochen ab.

Und dann schlug er zu.

Es war ein mörderischer Hieb.

Der Mann hatte das Gefühl, als wäre eine Decke über ihm zusammengestürzt. Wie ein Blitz schlug es ein, und der rasende Schmerz war nur für Bruchteile von Sekunden spürbar, dann riß es ihn in den endlosen Tunnel des Todes.

Der Ghoul ließ los. Für einen Moment blieb er vor der Leiche stehen.

Gier zeichnete seinen Blick. Der Schleim auf seinem Gesicht verdichtete sich, und es sah so aus, als wollte er sich über die Leiche stürzen.

Dagegen hatte Xorron etwas. Er schüttelte nur drohend seinen kahlen Schädel und entblößte seine Stahlstiftzähne.

Der Ghoul verstand und zog sich zurück. Xorron bückte sich und hob die Leiche auf. Lässig warf er sie sich über die Schulter. Mit gemessenen Schritten ging er auf die Kutsche zu, vor der unbeweglich die beiden Pferde standen, stieg ein und verstaute den Toten im Sarg.

Wieder ein Opfer…

Der Ghoul wartete vor der Kutsche, denn ihrer eigentlichen Aufgabe mußten sie erst noch nachkommen.

Xorrons Blicke richteten sich auf das schwach erleuchtete Fenster. Es war für ihn kein Hindernis. Er würde kommen und töten, so wie er es schon immer getan hatte, und keiner der Männer sollte überleben…

Auf Prunk hatte Jason Frogg noch nie viel gegeben. Er war ein Mann aus dem Hafen, und geändert hatte er sich auch nicht, als er nach oben an die Spitze gekommen war.

Deshalb war sein Büro auch nüchtern eingerichtet. Ein Holzschreibtisch, dazu drei Stühle, zwei Aktenschränke und ein Tresor. Licht spendete eine kreisrunde Leuchtstoffröhre.

Die Männer saßen sich gegenüber. Zwischen ihnen befand sich das Telefon. Jason Frogg stierte den Apparat wie unter Hypnose stehend an.

Er lauerte förmlich darauf, daß er klingelte, und seine Gesichtshälfte leuchtete noch roter als sonst, ein Zeichen, wie erregt er innerlich war.

Er konnte den Tod von Rod Kane nicht verkraften. Frogg war kein großer Theoretiker. Er dachte mehr praktisch, und einen Grund, weshalb man Kane umgebracht hatte, konnte er sich denken.

Rod Kane war Logan Costello zu mächtig geworden. Der Mafioso räumte auf, gewarnt hatte er ihn, aber wie auch Jason Frogg hatte Kane diese Warnung ebenfalls in den Wind geschlagen.

Jetzt war er tot.

Frogg verzog das Gesicht. Er focht einen innerlichen Kampf aus. Sollte er Costello anrufen und ihn um einen Termin bitten? Wenn er am Leben bleiben wollte, dann mußte er zurückstecken. Bisher hatte er mit den Qualstons darüber nicht gesprochen, weil er über Probleme nie mit anderen redete, aber vielleicht war es besser, auch ihre Meinung zu hören.

Jason Frogg schnitt das Thema an. Er redete mit heiserer Stimme und unterstrich seine Worte mit wilden Gesten seiner prankenartigen Hände.

Jay Qualston gab die Antwort. »Costello ist verdammt stark, Chef. Man sollte ihn nicht unterschätzen.«

»Das weiß ich selbst, du Idiot. Aber ich denke auch an euch. Wie steht ihr zu dem Fall. Bleibt ihr loyal an meiner Seite?« Die letzte Frage klang lauernd.

Die Brüder warfen sich einen langen Blick zu. Ray meinte schließlich, wobei sich sein breites Gesicht zu einem Grinsen verzog: »Wenn wir nicht loyal wären, dann säßen wir nicht hier, Chef.«

»Das hatte ich hören wollen.« Frogg griff unter die Jacke. Seine Hand kam mit einem schweren Revolver wieder zum Vorschein. Es war ein Smith & Wesson Revolver. Kaliber .357 Magnum mit überlangem Lauf.

Sechs Patronen faßte die Trommel. Mit dieser Waffe hatte Frogg seinen ersten Mord begangen, und damit würde er sich auch bis zum letzten Blutstropfen verteidigen.

»Ich könnte ja mit Costello sprechen«, meinte er und starrte auf die Waffe, die vor ihm auf der Schreibtischplatte lag.

Die Brüder nickten.

»Soll ich?«

Selten hatten die Qualstons ihren Chef so unschlüssig erlebt. Kanes Tod mußte ihm verflucht hart in die Knochen gefahren sein.

»Wäre einen Versuch wert«, meinte Ray.

Frogg nickte entschlossen. Er streckte seinen fleischigen Arm aus und zog den Apparat näher zu sich heran, damit er bequemer wählen konnte.

Costellos Nummer kannte er. Es kostete ihn Mühe, ein Zittern seiner Hände zu unterdrücken.

Die Brüder beobachteten ihn mit kalten Blicken, die Frogg wohl bemerkte. Er hätte jetzt gern gewußt, was hinter den Stirnen der beiden vorging.

Dann hörte er das Freizeichen.

Ziemlich lange tutete es durch, und Frogg merkte, wie ihm der Schweiß aus den Poren trat. Als er die Hoffnung schon fast aufgegeben hatte, wurde abgehoben.

Jemand meldete sich mit einem grunzenden »Ja.«

»Ich will Costello.«

»Wer spricht?«

»Jason Frogg.«

Danach vernahm er nur Atemzüge. Eine Stimme im Hintergrund rief etwas, und Frogg glaubte, daß der Mann am anderen Ende der Leitung seinen Namen erwähnte.

Sekunden später vernahm er das typische rauhe Organ des Mafiafürsten. Obwohl Jason Frogg darauf vorbereitet war, zuckte er dennoch zusammen.

»Was willst du?«

Jason holte ein paarmal Luft. »Mit dir reden, verdammt.«

Costello lachte. »Was sollte ich mit dir Jammergestalt noch zu besprechen haben?«

»Rod Kane ist tot.«

»Na und? Ich hatte ihn gewarnt.«

»Du hast mich auch gewarnt, Costello.«
»So - habe ich das?« höhnte der andere. »Wenn du es sagst, muß es ja stimmen. Und jetzt hast du die Hosen voll, du kleine Hafenratte, wie?«
Für die Hafenratte hätte Jason Frogg einem anderen den Schädel eingeschlagen. Hier backte er kleine Brötchen. »So ist das nicht, Costello, aber ich habe, es mir überlegt. Wir könnten unter Umständen einen Kompromiß schließen. Darüber ließe sich doch reden, Mann. Ich habe dir interessante. Angebote zu machen. Wirklich…«
»Spar dir deinen Atem.«
»Hast du kein Interesse?«
»Doch, sogar sehr. Nur kommt mir dieses Angebot leider ein wenig zu spät. Du hättest früher reagieren sollen. Nicht erst jetzt, wo Kane erledigt ist. Deine Angst ist begreiflich, Frogg, aber darüber kann ich nur lachen. Rod Kane ist tot, andere werden folgen, auch du, Feuergesicht. Wenn mich nicht alles täuscht, hast du noch fünf Sekunden zu leben. Fünf Sekunden…vielleicht auch zehn oder eine Minute. Das kann man nie so genau sagen. Ich kriege alles, Frogg, alles. Merk dir das.« Ein letztes Lachen folgte, dann unterbrach Logan Costello die Verbindung.
Jason Frogg saß da wie angeleimt. Den Hörer hielt er in der Hand. Er starrte ihn an, als wäre er ein Fremdkörper. Dann verzerrte sich sein Gesicht, und mit einem wilden Fluch auf den Lippen schleuderte er den Hörer zurück.
»Shit!«
Da passierte es. Keiner hatte die Bewegung gesehen, aber hinter Jason Frogg, wo sich das Fenster befand, platzte mit einem Knall die Scheibe auseinander, und die Splitter flogen in einem glitzernden Regen in den Büroraum.
Im nächsten Augenblick erlebten die Männer das Grauen, denn Xorron begann zu wüten…

***

Jason Frogg war viel zu dick und schwerfällig, um schnell von seinem Stuhl hochzukommen. Er spürte den Regen der unzähligen Splitter, der sich über seinen Körper ergoß, verzog das Gesicht und grapschte nach seinem Revolver.
Aber Xorron konnte man mit einem Revolver nicht aufhalten. Er war ein unbesiegbares Untier, wollte Blut und Leben. Er kletterte bereits durch das zerstörte Fenster. Bevor Frogg herumfahren und seinen Revolver in Anschlag bringen konnte, da hatte Xorron bereits reagiert. Mit beiden Händen schlug er zu, und die waren hart wie Stein. Der schwergewichtige Jason Frogg wurde durchgeschüttelt, sein Mund verzog sich voller Qual, und einen Lidschlag später kippte er vom Stuhl.

Die Qualstons waren schneller. Obwohl auch sie vom Erscheinen Xorrons überrascht worden waren, zögerten sie nicht länger. Mit glatten, geschmeidigen Bewegungen zogen sie ihre Waffen, doch sie konnten nicht schießen, da ihnen ihr schwergewichtiger Chef im Weg war und ihn eine Kugel hätte sehr leicht treffen können.

So bekamen sie Zeit, sich die Szene genau einzuprägen. Sie sahen ein Wesen, dessen Existenz sie vor dieser schrecklichen Minute sicherlich geleugnet hätten. Grausam wirkte der Eindringling. Weißlich schimmerte sein Körper. Leicht durchsichtig, als wäre er unter der Haut mit Milch ausgegossen worden. Darin schimmerten Knochen. Gebilde, wie sie auch bei einem Skelett zu sehen waren.

Und hinter dem ersten Eindringling erschien das Gesicht eines zweiten.

Zwergenhaft war diese Gestalt. Die Haut sah grünlich aus und war mit einer glänzenden Schicht bedeckt, die beide Männer an Schleim erinnerte.

Sie schüttelten sich. Frogg kippte vom Stuhl. Er befand sich noch nicht ganz am Boden, als die schweren Revolver der Qualston-Brüder schon krachten.

Dumpf wummerten die Schüsse auf. Die Brüder hatten noch nie danebengeschossen, auch jetzt nicht. Zudem war Xorron groß genug, sie konnten ihn kaum verfehlen.

Die Kugeln fanden ihr Ziel. Sie hieben in Xorrons Körper, schwere Geschosse, ein Kaliber, das auch Raubtiere zur Strecke brachte, aber sie richteten keinen Schaden an. Als Querschläger jaulten sie durch das Büro des Hafenbosses.

Die Qualstons begriffen nichts. Sie standen nur da und schüttelten sich, einer ließ sogar seinen Revolver sinken, und beide sahen zu, wie sich der unheimliche Eindringling bückte und mit seinen Klauen nach dem plötzlich schreienden Jason Frogg griff.

Durch das Fenster stieg der zweite. Er sah ja noch menschlich aus, auch wenn der Schleim aus seinem Gesicht quoll, und Jay Qualston war es, der sich nicht halten konnte und feuerte. Er hielt auf den Ghoul, gab ihm die Kugel, die mit einem klatschenden Laut in dessen Körper hieb, ihn allerdings nicht vernichten konnte.

Der Ghoul blieb auf den Beinen! Dabei hatte er die Kugel verschluckt wie eine Pille.

»Jay«, flüsterte Ray Qualston, »das darf doch nicht wahr sein. Das… das kann ich nicht glauben…«

»Mußt du aber!« knirschte Jay.

Beide schauten sie zu, wie Xorron ihren Boß hoch wuchtete, der sich nicht mehr halten konnte und anfing zu greinen wie ein altes Waschweib.

Trotz seiner Angst dachte er noch an den Revolver in der rechten

Hand.

Es gelang ihm auch, den Lauf so herumzubringen, daß er die Mündung gegen den Kopf des weißlich schimmernden Wesens pressen konnte.

Sein Gesicht befand sich in Höhe der Waffe und der Hand. Es verzerrte sich wie unter einer ungeheuren Anstrengung, als er den Finger krümmte und schoß.

Jeder Kopf wäre von der großkalibrigen Kugel zerstört worden. Nicht so Xorrons. Die Kugel drückte ihn nicht einmal ein, bevor sie als Querschläger durch das Büro pfiff.

Der Ghoul fing an zu lachen. Er freute sich auf die drei Opfer und bewegte sich an Xorron vorbei, auf die beiden Qualston-Brüder zu.

Xorron jedoch hatte mit einer Klaue nach einem Brieföffner gegriffen, während die andere den Hafenboß festhielt, so daß er sich nicht befreien konnte.

Xorron hob die Rechte. Fast erreichte seine Faust die an der Decke hängende Neonleuchte.

Dann fiel sie nach unten.

Es war ein brutaler, grauenhafter Mord, der selbst die Qualston-Brüder schockte, und die hatten in ihrem Verbrecherleben wahrlich viel gesehen und erlebt.

Die beiden standen da und zitterten. Ihre Gesichter glänzten wie mit Speck eingerieben, und der sich nähernde Ghoul kicherte hämisch, während Jason Frogg tot auf seinem Schreibtisch zusammensank.

In wilder Panik feuerten die beiden Männer.

Vor den Mündungen ihrer Waffen leuchtete es fahl. Sie jagten Kugel auf Kugel aus dem Lauf und schauten dabei zu, wie die Geschosse in den Körper des Ghouls hieben.

Manchmal trafen sie auch nicht, weil sie zu überhastet feuerten. Ein Querschläger wurde Ray Qualston zum Verhängnis. Unter dem ausgestreckten Arm spürte er den harten Schlag an der rechten Seite, stöhnte auf und brach in die Knie.

»Ray!« In der Stimme seines Killerbruders zitterte die Panik. Jay Qualston schüttelte den Kopf, als er Ray mit schmerzverzerrtem Gesicht an der Wand zu Boden rutschen sah und er mit seinem Körper auf die Waffe fiel.

Der Ghoul war schon da.

Er streckte seine gierigen Arme nach Ray aus und hinterließ eine dicke, geleeartige, grünliche Spur auf dessen Gesicht. Jetzt hatte er ebenfalls ein Opfer.

Jay Qualston wußte, daß er seinem Bruder nicht mehr helfen konnte. Die anderen waren zu stark, und wenn er dieses Büro noch lebend verlassen wollte, mußte er fliehen.

Auf dem Absatz machte er kehrt. Den Weg nach draußen kannte er

im Schlaf. Oft genug war er ihn gegangen. Als er die Tür aufriß, tat sein Bruder Ray soeben seinen letzten qualvollen Atemzug. Das bekam Jay Qualston nicht mehr mit. Er wollte und mußte seine eigene Haut retten.

Für einen Moment durchzuckte ihn der Gedanke an Logan Costello.

Wen hatte dieser Mann nur geschickt? Das waren keine Menschen mehr, sondern Killermaschinen. An den Dämonen glaubte Jay nicht. Er hatte von ihnen höchstens mal etwas gehört oder im Kino gesehen und darüber gelacht. Daß dies einmal tödlicher Ernst werden könnte, war für ihn unbegreiflich.

Halbblind vor Angst und Entsetzen taumelte Jay Qualston in den schmalen Gang. Er schüttelte sich, die Furcht verlieh ihm plötzlich Flügel, und mit leergeschossener Waffe rannte er auf die Ausgangstür zu, die zur Verladerampe führte.

Jay mußte erst den Riegel lösen. Es war ein starkes Stück Eisen, das sich gar nicht so leicht nach hinten schieben ließ. Qualston ackerte wie ein Berserker, fluchte und stöhnte schließlich befreit auf, als der Riegel mit einem schnappenden Laut nach hinten fuhr.

Das war geschafft!

Jay Qualston riß die Tür auf.

Kalte Luft traf ihn. Ihre Kühle riß ihn für wenige Sekunden aus seinem angststarren Dämmerzustand. Er taumelte auf die Rampe, sah die wallenden Nebelschleier und entdeckte auch in der quirlenden Suppe einen unheimlichen Gegenstand.

Die Leichenkutsche!

Düster, drohend und gespenstisch wirkte sie mit den beiden davor gespannten Pferden, die ihre Köpfe gesenkt hielten, sie allerdings jetzt anhoben, als Jay nach draußen taumelte.

Qualston sah das Ende der Rampe nicht. Er trat ins Leere und hatte dabei Glück, daß er auf die Motorhaube des Mercedes fiel. Ein dumpfer Laut entstand, als er kippte, sich überrollte und neben dem rechten Reifen am Boden liegenblieb.

Jay Qualston wußte, daß die Gefahr noch nicht gebannt war. Er kam wieder auf die Füße. Abgehackte Schreie drangen aus seinem Mund, und er wußte, daß er jetzt rennen mußte. Laufen wie noch nie in seinem Leben, sonst war er verloren.

Den Wagen konnte er vergessen. Erstens hatte Ray den Schlüssel, und bis er ein Fenster eingeschlagen hatte und im Innern hockte, verging viel zu viel Zeit.

Er raffte sich auf. Seine Beine kamen ihm doppelt so schwer wie sonst vor. Es fiel ihm wahrlich nicht leicht, sich auf den Füßen zu halten und über den Pier zu laufen.

Einen Vorteil besaß er. Qualston kannte sich im Hafen aus. Er war praktisch zu seinem zweiten Zuhause geworden, doch als er losrannte,

da mußte er mit Entsetzen feststellen, daß die andere Seite noch längst nicht aufgegeben hatte.

Nicht die beiden Eindringlinge machten sich an eine Verfolgung des Mannes, nein, sie hielten noch einen Trumpf in der Hinterhand. Es waren die zwei vor die Kutsche gespannten Pferde, die schrill aufwiehernd ihre Köpfe zurückschleuderten, mit ihren pechschwarzen Mähnen um sich schlugen und die Verfolgung des flüchtenden Killers aufnahmen.

Zuerst hörte Jay Qualston das Rollen der Räder, dann das harte Tacken der Hufe, und als er einen Blick über die Schulter zurückwarf, da bemerkte er, wie die Kutsche herumschwang und die beiden schwarzen Gäule feurigen Dampf ausstießen, der in den grauen Nebel drang und ihn mit einem blutigen Schein anreicherte.

Jay Qualston rannte.

Die normalen Geräusche des Hafens nahm er überhaupt nicht in sich auf. Er wollte nur weg. Diese verdammten Bestien durften ihn nicht in die Finger bekommen, er mußte ihnen die Zähne zeigen und davonlaufen.

Das Grauen peitschte ihn voran.

Angst beherrschte ihn von den Zehen bis in die Haarspitzen, der tödliche Druck lastete wie ein Alp in seinem Nacken und trieb ihn weiter. Er schaute nicht, wohin er rannte, diese Zeit blieb ihm einfach nicht, deshalb bemerkte er auch den Riß im Pflaster erst, als er schon stolperte und das Gleichgewicht verlor.

Qualston fiel hart hin, konnte sich jedoch abrollen und kam wieder auf die Beine. Diese Unterbrechung hatte ihn Zeit gekostet. Trotz seiner Panik wußte er mit fast tödlicher Sicherheit, daß ihm diese Sekunden das Leben kosten konnten.

Hart war er. Sich selbst hatte er immer als einen eiskalten Gangster bezeichnet, doch gegen die ins Spiel gekommenen schrecklichen Kräfte kam auch er nicht an.

Die anderen waren stärker.

In seiner Hilflosigkeit drangen Schreie aus seinem Mund. Doch ihm fehlte die Kraft, sie auch so laut auszustoßen, daß sie von jemandem gehört wurden.

Und die unheimliche, führerlose Kutsche holte auf. Für Jay Qualston gab es kaum noch Hoffnung, auch wenn er versuchte, Haken zu schlagen wie ein Hase.

Er starrte mit weit aufgerissenen Augen in den Nebel, dessen Schleier an seinem Gesicht vorbeihuschten, so daß es ihm vorkam, als würde er von klammen Händen gestreichelt.

Lichter, wo waren Lichter?

In der Ferne leuchtete eine Lampe. Dort wurde gearbeitet, und da versuchte das Licht verzweifelt, den grauen Dunst zu durchbrechen.

Licht?
Er sah Licht.
Sogar Licht, das sich bewegte. Zwei hellere Augen tanzten durch den Nebel. Qualston besaß noch soviel Wahrnehmungsvermögen, daß er richtig kombinierte. Die tanzenden, verwaschen wirkenden Augen konnten nur zu einem heranfahrenden Wagen gehören. Er bedeutete unter Umständen Hilfe und Rettung.
Jay Qualston taumelte wie ein Betrunkener dem Wagen entgegen, hob in einer letzten Anstrengung beide Arme und versuchte sich durch verzweifeltes Winken bemerkbar zu machen, während die Kutsche immer mehr aufholte und das Rasseln der großen Räder für ihn zu einer wahren Höllenmusik wurde…

***

Im Hafen bekamen wir Nebel.
Hatte noch über der City eine klare Nacht gelegen, so wurde es nahe der Themse schwierig.
Da half kein Ärgern und Schimpfen, wie es Bill Conolly machte, wir mußten uns einfach damit abfinden. Und die Suppe wurde dichter, je mehr wir uns unserem Ziel näherten.
Ich wurde dabei an einen Fall erinnert, der mich auf die Spur des Vampirgrafen Fariac gestoßen hatte. Unter dem Deckmantel eines Konzernchefs trieb er sein Unwesen, und eine Filiale seiner Firma hatte sich ebenfalls in der Hafengegend befunden.
Fariac war zwar Vergangenheit, aber nicht vergessen. Nun mußten wir uns auf die nächstliegenden Ereignisse konzentrieren. Und die waren schlimm genug, denn jemand stand im Mittelpunkt, der eine unbeschreibliche Gefahr darstellte.
Xorron!
Wir hofften alle drei, daß er noch nicht gewütet hatte, denn wo er auftrat, hinterließ er Tote.
Xorron war schlimmer als ein wildes Tier.
Ich fuhr. Es tat gut, wieder hinter dem Lenkrad des Bentley zu sitzen, und der Wagen schaukelte über die Straßen mit dem schlechten, stellenweise aufgerissenen Belag.
Auch Gegner des Hafens konnten diesem Gebiet einen gewissen Reiz nicht absprechen. Die Gegend und Umgebung war auf eine gewisse Art und Weise faszinierend. Da gab es zahlreiche Pierstraßen ohne Namen, Schlupfwinkel, Gebäude, Verladerampen, Hafenbecken, Kanäle, Rohrleitungen, dann die hellen, kalten Halogenlampen und die gewaltigen Umrisse der Überseeschiffe, die be-oder entladen wurden.
Zur Ruhe kam der Hafen nie. Selbst bei einem Streik nicht, denn da hatten die zahlreichen Kneipen und Bars in der Umgebung

Hochbetrieb, wenn sich die Stauer und Arbeiter ihren Ärger von der Seele spülten.

Wie geisterhafte Gebilde aus einer voll technisierten Zukunftswelt tauchten Gleise auf, blinkten Warnanlagen und klappten Signale um, ferngesteuert von irgendwelchen Zentralen, in denen nur wenige Menschen saßen, die den Verkehr regelten.

Einmal mußten wir stoppen, weil ein Güterzug über die Schienen rollte.

Ein gewaltiger Wurm, der sich ratternd über die Schienen schob und rechts von uns verschwand.

Wir hatten uns bei der Hafenbehörde zwar angeschaut, wo wir Jason Froggs Hauptquartier am Hafen finden konnten, doch bei dem Nebel gestaltete sich die Suche ziemlich schwierig.

Zweimal schon hatten wir uns verfahren, und die Zeit rann unter unseren Fingern dahin. Zudem wußten wir nicht, wie ein Mann wie Jason Frogg reagieren würde, wenn er das Wort Polizei hörte. Er war uns als ein unbeherrschter gewalttätiger Mensch geschildert worden, der sich kaum im Zaum halten konnte.

Wir überquerten die Bahnschwellen, der Wagen wurde abermals durchgeschaukelt. Ich leistete den Stoßdämpfern innerlich Abbitte, als ich nach links in einen Wirrwarr von Lagerschuppen, Hallen und kleinen Straßen einbog.

»Hier verfahren wir uns«, meldete sich Bill vom Beifahrersitz, »du mußt weiter rechts.«

»Da komme ich zum Fluß.«

»Das ist gut so, denn Qualstons Hauptquartier liegt nicht weit von der Themse entfernt.«

Ich hörte auf meinen Freund und nahm die nächste Gasse rechts. Vor den Scheinwerfern wogte und quirlte es. Die Nebelleuchte am Heck des Bentley wirkte wie ein übergroßes glühendes Auge.

Manchmal riß der Schleier auch für einen Moment. Das war in Ecken, wo sich der Wind verfing. Dann fielen unsere Blicke auf das rissige, feuchte, Pflaster, über das die Reifen des Wagens schmatzten.

Wir erreichten einen breiteren Pier.

»Jetzt nach links«, meldete sich Bill.

»Alles klar.« Ich drehte das Lenkrad, und die Straße wurde etwas besser, da sie voll durchgepflastert war. Ich fuhr so ziemlich auf der Mitte.

Rechts von uns, wo es zum Wasser ging, standen keine Gebäude. An der linken Seite jedoch huschten sie vorbei. Düstere Schatten, vom Grau der Nebelschwaden umweht und irgendwie unheimlich wirkend.

Je näher wir unserem Ziel kamen, um so gespannter wirkten wir. Bill Conolly saß vorgebeugt neben mir und starrte durch die breite Scheibe.

Er suchte nach irgendwelchen Gegnern, denn jedem von uns war klar, daß Xorron und seine unheimliche Leichenkutsche überall lauern konnte.

Der Motor des Wagens lief seidenweich. Geräusche von draußen empfingen wir kaum, deshalb hörten wir auch nichts, sahen allerdings einen etwa menschengroßen Schatten, der sich inmitten der Nebelschleier auf uns zu bewegte.

»Verdammt, da ist jemand«, knirschte Bill.

Der Schatten taumelte heran. Ich ging mit der Geschwindigkeit herunter, drückte die Bremse und erkannte, daß sich hinter dem ersten Schatten ein zweiter, unheimlich wirkender aufgebaut hatte.

Die Kutsche!

Ich stoppte.

Im gleichen Augenblick hob der Mann beide Arme, torkelte noch zwei Schritte vor und fiel gegen den Kühlergrill meines Bentley.

Drei Wagenschläge schwangen auf, und wir sprangen aus dem Fahrzeug. Jedem von uns war klar, daß wir einer Begegnung mit unseren Gegnern nicht mehr ausweichen konnten…

***

Kaum hatten wir den Wagen verlassen, als wir schon das Rattern der Räder vernahmen.

Jetzt stand es endgültig fest. Wir hatten die Kutsche vor uns. Ohne daß wir uns großartig zu verständigen brauchten, wußte jeder, was er zu tun hatte.

Suko und ich liefen von zwei Seiten auf die Pferde und damit auf die Kutsche zu, während sich Bill Conolly um den erschöpften Mann kümmerte und ihn vom Wagen wegzog.

»Tot…«, vernahm Bill die röchelnde Stimme. »Sie…sie sind alle tot. Frogg…mein Bruder…verdammt…das sind Monster…«

Dem Reporter lief eine Gänsehaut über den Rücken. Die wenigen Worte hatten ihm die Lage schon klargemacht, und er wußte, daß er zu spät gekommen war.

»Weg…wir müssen weg..«

»Okay, okay«, flüsterte Bill, hob den Kopf, sah Suko und mich im Nebel verschwinden und zog auch den erschöpften Jay Qualston zur Seite, damit er nicht mehr im Weg lag.

Wir näherten uns den beiden Pferden mit langen Schritten. Trotzdem waren wir vorsichtig, denn wir hatten ihre Reaktionen auf dem Motorway erlebt. Wenn sie durchdrehten, dann spien sie feurigen Dampf aus ihren Nüstern. Mit ihm wollten wir auf keinen Fall Bekanntschaft machen, deshalb duckten wir uns und taten gut daran, denn die Tiere, falls man sie überhaupt als solche bezeichnen konnte, reagierten so, wie wir es angenommen hatten.

Das Feuer drang aus ihren Mäulern. Suko und mir gelang es, seitlich wegzutauchen. Von den Pferden wollten wir vorerst nichts, uns interessierte die Ladung.

Als sich die Pferde herumwarfen, rasselte das Geschirr.

Ihre Reaktionen kamen zu spät. Suko und ich hatten die Kutsche schon erreicht. Ich mußte noch um sie herumlaufen, um durch die offene Glastür einsteigen zu können, wo der Chinese bereits mit schußbereiter Waffe lauerte.

In der Eile hatte ich nicht an Desteros Schwert gedacht. Es lag wohlbehütet im Wagen, und jetzt ärgerte ich mich über die Vergeßlichkeit. Vielleicht paßte ich deshalb nicht auf, denn die Pferde galoppierten an. Dies geschah so ruckartig, daß ich das Gleichgewicht verlor und hinfiel, wobei ich fast in einem Sarg gelandet wäre, in dem bereits jemand lag.

Ich drehte mich und erkannte eine Leiche.

Sie sah schrecklich aus. Sofort dachte ich wieder an einen Ghoul, und von meinem Magen stieß es bitter hoch.

Die Pferde bekamen Tempo. Sie rannten nun, allerdings schwebten sie nicht über dem Boden, sondern berührten den Untergrund. Ihre Hufe hämmerten auf den Bodenbelag. Feurige Funken stoben hoch und erinnerten an die glitzernden Schweife von abstürzenden Kometen.

Die Kutsche schwankte von einer Seite zur anderen. Wir hatten Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Verzweifelt klammerten wir uns an den Haltepfosten fest und konnten selbst nichts unternehmen.

Der Nebel fegte in die Kutsche wie lange graue Schlieren, die unsere Gesichter umtanzten.

»Schießen wir die Pferde ab?« schrie Suko mir zu. Er mußte schreien, damit er das Rasseln der Räder übertönte.

Ich hob die Schultern.

Bevor wir uns zu einer Entscheidung durchringen konnten, stoppten die Gäule.

So ruckartig und plötzlich, daß Suko als auch ich davon überrascht wurden.

Obwohl wir uns festgeklammert hatten, war die negative Beschleunigung so stark, daß unsere Hände abrutschten und wir nicht mehr nachgreifen konnten. Ich stolperte zudem noch über den zweiten leeren Sarg, tat einen Schritt, und das war genau einer zuviel. Mein Fuß befand sich außerhalb der Kutsche, der Körper folgte, im nächsten Moment sah ich den dunklen Boden auf mich zukommen und schlug auf. Mit den Ellbogen zuerst, und der Aufprall zuckte in meinem Schädel nach, so daß ich hart die Zähne zusammenbiß. Ich rollte mich herum und sah meinen Partner Suko, der nicht aus der Leichenkutsche gefallen war, sondern außen hing und sich an der Tür

festklammerte.

Allerdings nur mit einer Hand, denn in der anderen hielt er die Beretta.

Die Pferde wieherten schrill. Es kam mir nicht ängstlich vor, sondern bösartig und gemein.

Dann stießen sie hoch.

Das Geschirr rasselte und klirrte. Der gesamte Wagen wurde durchgeschüttelt, er wankte und ächzte. Suko konnte sich nicht mehr halten. Er rutschte ab und landete nicht weit von mir entfernt, wobei er sich augenblicklich herumwälzte und auf dem Bauch zu liegen kam.

Die beiden Pferde drehten durch. Wir hatten angenommen, daß sie jetzt weiterrasen würden, doch sie schienen ebenfalls auf Mord programmiert zu sein, denn in uns sahen sie zwei Opfer, die sie mit ihren Hufen zermalmen konnten.

Ich lag für meine Gegner günstiger als der Chinese und vernahm auch Sukos Warnschrei.

»John, gib acht!«

Da donnerten sie schon los. Rötlichgelbe Funken sprühten unter den Hufen und wurden wie kleine Sterne in die Höhe geschleudert, bevor sie verschwanden. Die Räder knirschten und ratterten, das gesamte Gefährt schwankte. Die Tür klappte auf und zu, fiel aber nicht in das Schloß.

Auch ich lag nicht mehr, hatte mich herumgeworfen, stand geduckt und schaute dem Verhängnis entgegen.

Die Beretta hielt ich in der rechten Hand, den. Arm angehoben und feuerte auf die Köpfe der Tiere. Zwei geweihte Silberkugeln verschoß ich, und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn vor unseren staunenden Augen wurde die Kutsche plötzlich transparent und zu einer geisterhaften Erscheinung, die sich auflöste, wobei sie in eine andere Dimension geschleudert wurde.

Auf einmal war sie weg.

Für eine Sekunde stand ich unbeweglich auf dem Fleck. Dann wandte ich meinen Kopf Suko zu, der ebenfalls ein ziemlich dummes Gesicht machte, weil er es nicht begreifen konnte, was sich da vor unseren eigenen Augen abgespielt hatte.

Man hatte uns nach Strich und Faden geleimt. Wie zum Hohn hörten wir von irgendwoher das schrille und jetzt geisterhaft klingende Wiehern der Pferde und das Rattern der Räder.

Sie war noch in der Nähe, allerdings für uns nicht mehr sichtbar.

Ich holte tief Luft und lief auf Suko zu. Der hatte den gleichen Gedanken wie ich, denn er fragte: »Verdammt, wo steckt denn Xorron?«

Ich hob die Schultern.

Da hörten wir einen Wagen. Bill fuhr heran. Der Bentley erschien

gespenstisch aus dem wallenden Nebel, seine Scheinwerfer erfaßten auch uns, und Bill bremste.

Er blieb hinter dem Lenkrad sitzen und öffnete nur den Wagenschlag, als er mit uns sprach.

»John, da hat es Tote gegeben.«

»Wo?«

»Bei Frogg!«

Wir stiegen schon ein. »Hat es Frogg selbst erwischt?« wollte ich wissen.

Der Reporter nickte. »Ja, der Entkommene hat nicht viel gesagt. Aber seine Worte haben gereicht, um mir die Haare zu Berge stehen zu lassen. Verdammt.«

»Xorron?« fragte ich.

»Sicher.«

»Demnach muß sich das Hauptquartier des Gangsters ganz in der Nähe befinden«, sagte ich und warf auch einen Blick nach hinten, wo Suko das Schwert aus dem Kasten holte.

Falls es zu einer Begegnung mit Xorron kam, wollten wir nicht unbewaffnet sein. Ich hängte mir auch mein Kreuz vor die Brust, wobei ich allerdings nicht wußte, ob es überhaupt gegen Xorron wirkte.

Bill hatte die Geschwindigkeit ein wenig gesteigert. Das war auch in meinem Sinne, denn Zeit wollten wir auf keinen Fall verlieren. Vielleicht konnten wir Xorron stoppen, obwohl ich mich vor der Begegnung auch ein wenig fürchtete, denn dieser Dämon besaß die Stärke eines wahren Panzers.

Konnten wir ihn brechen?

Eine große, langgezogene Halle erschien links von uns. Sie war die größte, die wir bisher gesehen hatten, und Bill Conolly sagte sofort: »Das ist sie.«

Dann erschienen zwei abgestellte Wagen aus den Nebelschleiern. Ein großer Mercedes und ein Ford Camaro.

Und wir sahen eine offene Tür nicht weit vom Aufgang zur Rampe entfernt.

Bill hielt an. Abermals verließen wir den Wagen. Suko hatte das Schwert mitgenommen. Auf der Rampe drückte er mir die Waffe in die Hand. Ich hatte mich inzwischen daran gewöhnt, auch mit einem Schwert kämpfen zu müssen. So machte es mir nichts mehr aus, die Klinge zu führen und sie gegen dämonische Gegner einzusetzen. So manches Gefecht hatte ich bereits damit bestanden.

Suko drang als erster in den hinter der Tür liegenden Gang. Er blieb stehen, da kein Licht brannte, aber weiter vor uns entdeckten wir einen helleren Schein.

Und wir hörten Geräusche!

Etwas polterte, fiel um, dann vernahmen wir einen schmatzenden Laut und ein böses Kichern.

Wir schauten uns an.

Er war noch da!

Für uns gab es kein Halten mehr. Diesmal war ich der erste, da ich mich an Suko vorbeigeschlängelt hatte. Der Gang kreuzte. Rechts und links führte er weiter. Links befand sich schon bald eine Mauer mit einer verschlossenen Tür in der Mitte. Von rechts sahen wir Licht. Es drang aus einem Raum, dessen Tür zur Hälfte offenstand. Allerdings so ungünstig, daß wir nicht in das Zimmer oder Büro hineinschauen konnten.

Sieben Schritte hatte ich zu überwinden. Dann war ich an der Tür und zog sie auf.

Links das Schwert, rechts die Beretta, so stand ich auf der Schwelle, wobei sich hinter mir meine beiden Partner drängten.

Wir wurden geschockt. Der Anblick fuhr uns bis unter die Haut. Das Büro zeigte ein Chaos. Ein Schreibtsich war umgekippt, Stühle ebenfalls, und die Wände wiesen die Einschläge von Kugeln auf. Zwei Leichen sahen wir.

Eine lag blutüberströmt neben dem Schreibtisch. Das mußte Frogg sein.

Ich erkannte ihn an der Figur, denn wir hatten ihn zuvor auf Bildern gesehen.

Vor der rechten Wand entdeckten wir den zweiten Toten. Irgendwie wies er eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Mann auf, der uns in den Wagen gelaufen war. Wahrscheinlich ein Bruder des Flüchtenden.

All das war zwar ungeheuer schlimm, doch momentan nicht so wichtig.

Für uns zählte die Gestalt, die aus dem Fenster kletterte und verschwinden wollte.

Xorron!

Er hockte auf der Bank. Ein anderer Dämon befand sich schon draußen.

Er war kleiner als Xorron und schaute mit einem kurzen Blick zurück, wobei ich das Gefühl hatte, in ein schleimiges Gesicht zu schauen, wie es nur einem Ghoul gehören konnte.

Wäre auch kein Wunder gewesen, denn Xorron wollte die Ghouls ebenfalls unter seine Fittiche bekommen.

»Xorron!« knirschte ich.

Vielleicht hatte er gedacht, ich würde schießen, doch die Munition konnte ich mir sparen. Ich griff ihn direkt an und nahm als Waffe Desteros Schwert.

Mit einem Sprung setzte ich über den umgekippten Schreibtisch, so daß ich in Xorrons Nähe gelangte. Er rührte sich nicht, öffnete nur

sein Maul und präsentierte mir sein stahlartiges Gebiß, das mich das Fürchten lehrte.

Das Schwert behinderte mich ein wenig, da ich es nicht gewohnt war, mit so einer Waffe in der Hand anzugreifen. Mit der Spitze verhakte es sich an einer Schreibtischkante, bevor ich wieder losreißen konnte und zum nächsten Sprung ansetzte.

Dabei hob ich den rechten Arm. Wenn ich es eben schaffte, dann wollte ich Xorron mit dem Schwert einen Arm abhacken. Ich war sehr optimistisch, vielleicht zu sehr und wurde erst aufmerksam, als Xorron sich mir entgegen fallen ließ und dabei seine Arme vorstreckte. Damit wollte er den Hieb abwehren.

Als die Klinge bereits nach unten fuhr, wurde mir erst klar, daß Xorron mit dem Schwert nicht zu besiegen war. Die Waffe klirrte gegen seine hochgerissenen Arme, und das meinte ich im wahrsten Sinne des Wortes. Er hörte sich tatsächlich wie ein Klirren an, aber es tat sich nichts. Das Schwert schaffte es nicht, einen Arm des Monsters vom Körper zu trennen.

Zu einem zweiten Schlag kam ich nicht mehr, denn jetzt reagierte Xorron.

Er wuchtete seinen massigen Körper vor, weg von der Fensterbank.

Dabei prallte er gegen mich, drückte mich zurück, und ich schlug mit dem Hinterkopf auf.

Mein Schwert einzusetzen, war sinnlos. Zudem gelang mir dies in der liegenden Stellung auch nicht. Xorron hatte alle Vorteile auf seiner Seite.

Er winkelte den Arm an, drückte ihn gegen meine Brust, berührte sogar das Kreuz, und es geschah nichts.

Mein Kruzifix konnte Xorron nicht zerstören!

Ich hatte es geahnt, aber mit dem Wissen konfrontiert zu werden, das schaffte mich und machte mich auch fertig. Meine Reaktionen wurden gelähmt, ich sah Xorron so dicht vor mir wie noch nie und erkannte auch die Knochen des Skelettes, die durch die Haut schimmerten.

Mein Gott, wo mußte er herstammen?

Was war das nur für ein Ungeheuer! Meine Gedankenkette riß, denn Xorron setzte alles ein, um mich zu töten. Er wollte mich zerbeißen!

***

Es war alles sehr schnell gegangen. Nicht nur für mich, sondern auch für Suko und Bill Conolly. Die beiden befanden sich noch an der Tür und sahen zu, wie Xorron von mir attackiert wurde.

»Meine Güte, das schafft er nicht«, flüsterte Bill. Seine schweißnasse rechte Hand umklammerte den Griff der Beretta, und der Reporter sollte recht behalten.

Er und Suko mußten mit ansehen, wie Xorron den Hieb einsteckte

und seinerseits zum Gegenangriff überging.

John Sinclair hatte keine Chance. Xorron warf seinen Körper aus dem zerstörten Fenster und drückte mit seinem Gewicht den Geisterjäger zu Boden. Dabei öffnete er den Mund, präsentierte seine mörderischen Zähne, und den beiden Männern war klar, was er vorhatte.

Bill wollte schießen, doch Suko hieb ihm den Waffenarm nach unten.

»Das hat keinen Sinn!« zischte er, während er mit der freien Hand in die Innentasche griff und seine stärkste Waffe hervorholte.

Den Stab.

Er mußte ein bestimmtes Wort rufen, damit er die Zeit für fünf Sekunden anhalten konnte. Während dieser fünf Sekunden durfte er seinen Gegner nicht töten, nur verletzen.

Aber Suko war skeptisch. Wie auch Bill Conolly hatte er gesehen, daß selbst das Kreuz mit seiner weißmagischen Kraft nicht in der Lage war, Xorron zu bremsen.

Schaffte es der Stab?

Suko setzte all seine Hoffnung in ihn, und er rief das eine Wort. »Topar!«

Die Zeit stand still.

Fünf Sekunden nur, es mußte reichen. Sämtliche Bewegungen im Umkreis erstarrten. Auch Bill Conolly konnte sich nicht mehr rühren, John Sinclair ebenfalls nicht.

Und Xorron?

Auch ihn erfaßte die Magie, und es gelang ihm nicht, sich noch zu bewegen! Xorron erstarrte ebenfalls.

Suko fiel ein Stein vom Herzen. Er durfte seinen Gefühlen allerdings keinen freien Lauf lassen, denn dazu reichte die Zeit wirklich nicht. Wenn er etwas retten wollte, konnte er keine Zehntelsekunde verstreichen lassen.

Und Suko reagierte.

Wie zuvor John Sinclair setzte er mit einem gewaltigen Satz über den Schreibtisch, und es gelang ihm, neben dem erstarrten Xorron und John Sinclair zu Boden zu kommen. Durch das Fenster spürte Suko die Kühle, als er sich bückte, den Stab weglegte und Xorron mit beiden Händen umklammerte. Er nahm dabei nicht die Schultern des Dämons, sondern dessen Kopf.

Suko drehte ihn zur Seite.

Der Kopf war mit dem Körper verbunden, bildete eine Einheit, und so schwang auch der Körper des unheimlichen Dämons nach links. Er selbst konnte sich dabei nicht bewegen, aber Suko gelang es, ihn aus seiner Ruhelage zu bringen.

Xorron fiel. Sein glatter, widerlicher Schädel mit den durchscheinenden Knochen hinter der Haut wurde vom Hals des Geisterjägers weggedrückt.

Suko sprang zurück, zog die Dämonenpeitsche, die sich zum Glück wieder in seinem Besitz befand und schlug einen Kreis über den Boden.

Da war die Zeit um!

Zuerst vernahm der Chinese ein häßliches Knirschen. Es entstand, als Xorron zubiß und dabei kein Ziel fand. Gleichzeitig fielen auch die drei Riemen aus der Peitsche. Schnüre, die aus der Haut eines Dämons bestanden, der sich Herr der roten Hölle nannte. Und als Xorron sich aufrichtete, da schlug Suko zu.

Es war ein gewaltiger Hieb, trotz der Enge hatte der Chinese weit ausholen können.

Voll traf er das Ziel.

Die drei Riemen legten sich wie züngelnde Schlangen um den Körper des dämonischen Monstrums. Sie wickelten ihn an der Schulter und der Brust regelrecht ein, und Suko zitterte darum, daß sich seine letzte Hoffnung erfüllte.

Er vernahm ein bösartiges Zischen, sah milchigen Rauch über Xorrons Körper schweben und erkannte auch die drei Markierungen, die die Riemen der Peitsche hinterlassen hatten.

Sollte es tatsächlich gelingen, mit der Peitsche Xorron zu besiegen?

Der Hoffnungsfunke wurde zum Feuer, als Suko zum zweitenmal ausholte, um Xorron die Riemen um den Schädel zu schmettern.

Da fuhr der Dämon aus seiner gebückten Haltung hoch. Er stieß dabei einen Schrei aus, der in den Urtiefen der Hölle geboren sein mußte.

Seine Arme fuhren nach zwei Seiten auseinander. Sie arbeiteten wie die Flügel einer Windmühle. Selbst dem reaktionsschnellen Suko gelang es nicht, auszuweichen.

Er bekam einen Schlag mit.

Suko spürte den Hieb an der Brust. Hinter ihm stand der Schreibtisch.

Vielleicht hätte sich der Chinese noch gefangen, doch das Möbelstück hielt ihn auf. Suko krachte dagegen, überschlug sich, fiel auf den Rücken und blieb für einen Moment wie betäubt liegen.

So war Bill Conolly der einzige, der richtig erfaßte, was geschah und wie Xorron reagierte.

Vielleicht hatte ihm die Dämonenpeitsche Schmerzen zugefügt, vielleicht dachte er auch nur an seinen Auftrag - auf jeden Fall drehte er sich auf der Stelle und warf sich durch das zertrümmerte Fenster. Zuletzt sah Bill noch, daß die von der Dämonenpeitsche hinterlassenen Furchen wieder zugewachsen waren.

Xorron verschwand.

Ein Alptraum ging vorbei.

Und ich rappelte mich auch wieder hoch.

Was hier so lang geschildert wurde, hatte in Wirklichkeit nur Sekunden gedauert. Ich hatte festgestellt, daß ich noch lebte, atmen sowie reagieren konnte, wälzte mich auf die Seite und sah ebenfalls, wie Xorron sich aus dem Staub machte.

Taumelnd kam ich wieder hoch, wobei ich auch mein Schwert aufhob.

Hinter dem Schreibtisch hörte ich Suko schimpfen. Auch Bills Geschrei drang an meine Ohren. Er war wütend darüber, daß Xorron entkommen war und rief: »Aufhalten, verdammt, wir müssen diese Bestie aufhalten!«

Ich schaute ihn an.

Der Reporter nickte mir zu, machte kehrt und verschwand aus dem Büro.

Dieser Weg war mir zu lang, ich nahm den, den auch Xorron geflohen war und sprang aus dem Fenster.

Darunter befand sich der harte Boden. Mit den Schuhen schrammte ich noch an einer Regenrinne entlang, und orientierte mich nach rechts, denn wahrscheinlich war Xorron dorthin verschwunden, da der Weg zur Rampe führte.

Ich startete.

Sehen konnte ich kaum etwas, der verfluchte Nebel machte es so gut wie unmöglich.

Aber ich hörte die Geräusche.

Ein Rattern und das Schlagen der Hufe.

Die Leichenkutsche wollte verschwinden!

Wie ein Irrwisch flitzte ich um die Ecke. Schwammig boten sich die Konturen der Kutsche meinen Augen. Die Tür war noch nicht geschlossen. Xorron wollte eben einsteigen, hatte schon einen Fuß auf das Trittbrett gestellt und schaute zu mir rüber.

Auf dem Bock saß eine zweite Gestalt. Zwergenhaft in ihrem Wuchs, doch nicht zu unterschätzen, denn Xorron würde sich auf keinen Fall mit dilettantischen Wesen abgeben.

Der Zwerg schrie etwas. Es waren Urlaute, die allerdings von den schwarzen Pferden verstanden wurden und sie antrieben.

Genau auf mich zu.

Diesmal hatte ich das Schwert. Ich sah nicht ein, daß ich mich kampflos ergeben sollte. Die Pferde waren sicherlich nicht so stark wie Xorron oder die Person, die sie lenkte. Deshalb kam es mir gelegen, daß sie sich mich als Ziel ausgesucht hatten.

Aber sie ahnten die Gefahr. Waren sie zuerst noch in direktem Kurs auf mich zugaloppiert, so änderten sie die Richtung, und ich hörte die heiseren Schreie auf dem Bock der Kutsche.

Der Zwerg stieß sie aus, und sein schleimiges Gesicht zuckte. Am liebsten hätte ich diesen widerlichen Ghoul gleich mit erledigt, das

war nicht zu schaffen, dafür konnte ich mich auf die Tiere konzentrieren.

Nach rechts drehten sie ab. Ich sprang ihnen noch ein wenig entgegen und drosch gleichzeitig zu. Im Halbkreis zog ich die Klinge. So würde ich sie erwischen.

Und wie.

Allerdings konnte ich nur ein Pferd stoppen. Das magische Schwert des Destero bewies wieder einmal, welch eine Kraft in der Klinge steckte. Es gab einen dumpfen Aufprall, als die Klinge mit dem Pferdehals in Berührung kam, dann benötigte ich kaum noch Kraft, denn das Schwert schnitt den Schädel glatt vom Rumpf des Tieres.

Da die Tiere und das eine ohne Kopf - noch weiterliefen, überschlug sich der abgespaltene Schädel, bevor er zu Boden prallte und dicht vor meinen Füßen liegenblieb.

Ich aber schaute der Kutsche nach und bekam mit, wie das kopflose Tier zu Staub wurde, der als lange Fahne dem Boden entgegenschwebte.

Die Kutsche aber, und mit ihr Xorron, der Ghoul und der übriggebliebene dämonische Ghoul flohen in eine andere Dimension und lösten sich vor meinen Augen auf.

Dabei machte ich noch eine seltsame Entdeckung, die mir jedoch erklärbar wurde.

Aus der offenen Tür drang ein grauviolett schimmernder Nebelstreif. Ich wußte genug.

Xorron hatte den Würfel des Unheils eingesetzt. Er ermöglichte es ihm, in der anderen Dimension sein Versteck zu finden und dort abzuwarten.

Wütend trat ich mit dem Fuß auf, hörte das Knirschen und schaute erschreckt nach unten.

Mein Schuh hatte die Knochen des Pferdeschädels zertreten. Weiche Knochen, die zu Staub wurden.

Weiße war auf Schwarze Magie getroffen. Wie oft hatte ich so etwas schon erlebt, die Reaktionen ähnelten sich.

Jetzt erst eilten Bill Conolly und Suko herbei. Schweratmend blieben sie neben mir stehen und sahen beide mein Achselzucken.

»Er ist weg, nicht?« knirschte der Reporter.

»Ja, und seine Rache hat er erfüllt.« Suko drehte sich um. »Okay, rufen wir die Mordkommission an.«

Ich hatte zwar nichts dagegen, doch etwas einzuwenden. »Sag den Kollegen, daß sie kommen sollen, uns aber nicht vorfinden werden. Zwei tote Gangsterbosse in einer Nacht. Logan Costello geht rücksichtslos vor und leistet ganze Arbeit. Aber einer ist noch übrig.«

»Wesley Steele.«

»Ich nickte.«

»Wo kriegen wir den denn?« fragte Bill.

»Nach meinen Informationen hält er sich zumeist in seiner größten Disco auf, wo seine Schlepper nach Mädchen Ausschau halten, die er ihnen zuweist. Junge Discomädchen, die irgendwie in diesem glitzernden Verführungsschuppen gelandet sind.«

»Und wie heißt der Laden?« fragte Suko.

»Ganz einfach. ›Come in‹.«

Suko nickte. »Und ob wir reinkommen werden«, erwiderte er. Dann ging er und telefonierte.

***

COME IN

So hieß der Schuppen tatsächlich, und er war auch dementsprechend aufgemacht worden. Vor dem großen, gläsernen Eingang, er bestand aus einer halbrunden Kuppeltür, leuchtete der Name in Intervallen auf.

Rot-weiß-rot-weiß.

Bei jedem roten Aufleuchten erschien auch eine Hand aus Glühbirnen, daß der Betrachter das Gefühl bekam, sie würde einem zuwinken und locken.

Die Disco lockte das junge Volk tatsächlich. Auf dem breiten Gehsteig parkten zahlreiche Motorräder, heiße Feuerstühle, Statussymbole mancher Disco-Tänzer. Eigentlich war die Welle ein wenig abgeflaut.

Andere Discotheken rutschten in die roten Zahlen, das war allerdings bei Wesley Steele mit seiner Disco nicht der Fall. Er kassierte und wurde langsam zum Millionär, obwohl er erst ein Jahr den Schuppen besaß.

Er hatte aus ihm etwas gemacht, das konnte ihm keiner abstreiten.

Direkt hinter der Tür, deren halbkugelige Hälften auf Kontakt hin auseinanderschwangen, begann die Halle.

Sie war mit Steinen ausgelegt und bestand praktisch aus einer gewaltigen Tanzfläche. Früher wurde hier auch Rollschuh gefahren.

Doch die Zeiten waren vorbei. Das Rollerscate-Fieber hatte sich stark abgeschwächt.

Heute hüpfte man wieder. Vor allen Dingen nach Liedern, die in den sechziger und frühen Anfängen der siebziger Jahre komponiert worden waren. Die Beatles und Elvis waren Trumpf. Wenn das ›Yesterday‹ oder ›Love me tender‹ aus den Boxen klang, da bekam mancher Teenager feuchte Augen.

Natürlich wurde mit Lichteffekten nicht gespart. Gezielt eingesetzt, konnten sie die Disco in eine Traumwelt oder in eine Hölle verwandeln.

Der Beleuchter war ein As. Hand in Hand arbeitete er mit dem DiscJockey, der über dem Podium in einer gläsernen Kanzel hockte,

wie mancher Verkehrspolizist an einer stark befahrenen Kreuzung. Der Mann konnte alle Gäste im Auge behalten, nur nicht den Getränkeschuppen und die Knutschlaube, die der Gast durch einen Seiteneingang erreichen konnte. Er befand sich hinter der Kanzel, durch einen Mauerbruch zu erreichen.

Irgendwie sprach es sich herum und das auch durch gezielte Indiskretionen, die von Steele gesteuert wurden, daß die Disco eine Heimat für Ausreißer werden konnte.

Davon gab es genug auf der Insel und auch auf dem Festland, das von zahlreichen Mädchen verlassen wurde, die in London das große Glück suchten und erst einmal im »Come in« landeten. Hier lauerten die Geier.

Gut aussehende Burschen um die 25. Tatsächlich waren es eiskalte Zuhälter, in Kursen auf die jungen Dinger gedrillt, die sie abschleppten, nachdem sie ihnen etwas von der großen Liebe und einer fremden, gefährlichen Stadt erzählt hatten.

Trotz Aufklärung in den Medien gab es genügend Mädchen, die auf die romantische Tour reinfielen und den Abschleppern in die Wohnungen folgten. Waren sie einmal dort, gab es kein Entrinnen mehr. Dann zeigten die Schönlinge ihr wahres Gesicht.

Eine Fratze der Gewalt.

Mit Schlägen und Drogen machten sie die Mädchen gefügig. Es dauerte nicht lange, da taten die Teenies alles, was von ihnen verlangt wurde.

Viele wurden auch verkauft. Der Orient und Südamerika hatten immer Bedarf.

Bei der Polizei war dies bekannt. Auch die Sitte wußte Bescheid. Nur gab es keine Beweise, und das war das Schlimme an der Sache. Man fand kein Mädchen, das aussagte. Im Hintergrund hockte wie eine fette Spinne ein Mann namens Wesley Steele und rieb sich die Hände, wobei sein Bankkonto immer dicker wurde, denn die Abnehmer in den fernen Ländern zahlten sehr gute Preise.

Der Vergleich mit der fetten Spinne war eigentlich falsch, denn Wesley Steele konnte man als Gegenteil von dem bezeichnen. Hätte er sich selbst beschreiben müssen, so hätte er sich bestimmt als einen schönen Menschen bezeichnet, denn Steele war sehr eitel.

Ein Fant gewissermaßen.

Obwohl er sich selten in der Disco aufhielt, sah er jedoch alles, was sich dort abspielte. In seinem Büro über der Disco - es glich schon mehr einer Halle - waren sechs Monitore aufgebaut. Die dazugehörigen Kameras standen so günstig verteilt, daß jede Kamera einen anderen Teil der Disco beobachtete.

So bekam Steele sechs verschiedene Bilder.

Im Halbkreis standen die Apparate vor ihm. Er selbst hockte hinter

einem Schreibtisch und hatte seinen weichen Ledersessel so zurückgestellt, daß er bequem liegen konnte und die Bildschirme dabei im Auge behielt.

In Reichweite standen zwei farbige Telefonapparate und eine gut bestückte Bar, aus der sich Steele hin und wieder bediente.

Er war ein Martini-Fan. Gemixt, pur, Hauptsache Martini. Den süffelte er vor sich hin, während seine Blicke über die sechs Monitoren glitten.

Im Moment befand er sich im Streß, auch wenn es nicht so wirkte. Der Streß hatte seinen doppelten Grund. Am gestrigen Tag war ein Telegramm seines Verbindungsmannes aus Tanger eingetroffen. Da wollte ein Kunde unbedingt zwei junge Mädchen haben. Kosten spielten keine Rolle. Hauptsache blond. Auf Blond standen die Kerle immer. Im Moment sah die Lage nicht gut aus. Er hätte zwar blonde Huren aus den Peep-Shows auftreiben können, aber damit hätte sich sein Kunde nicht zufrieden gegeben. Er wollte etwas Unverdorbenes. Aus diesem Grunde suchte Steele die Monitore mit Argusaugen ab.

Problem Nummer zwei war viel schlimmer. Von Jason Frogg hatte er gehört, daß Rod Kane nicht mehr am Leben war. Eiskalt gekillt. Und Frogg hatte Angst, als nächster an der Reihe zu sein, denn im Hintergrund lauerte wie ein gewaltiger Schatten Logan Costello, der große Mafioso. Ihm paßte es nicht, daß Kane, Frogg und Steele so groß herausgekommen waren. Einmal hatten Costellos Leute die Disco zertrümmert, doch Steele hatte weitergemacht, und nun quälte ihn ein ungewisses Gefühl, ob Costello auch ihn auf die Liste gesetzt hatte oder nicht.

Er hatte noch einmal mit Frogg sprechen wollen. Als er dessen Nummer wählte, meldete sich eine Stimme, die verdächtig nach Polizei klang und nicht nach Jason Frogg. Deshalb glaubte Steele, daß Frogg nicht mehr am Leben war.

Eine einfache, aber tödliche Rechnung.

Wie sollte er sich verhalten? Dieser Gedanke trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Er zog ein parfümiertes Taschentuch hervor und tupfte über seine schmale Stirn. Wesley Steele trug einen eng geschnittenen weinroten Disco-Anzug, auf dessen Revers zahlreiche Silberperlen glitzerten. Sein Haar war aschgrau. Es fiel locker in die Stirn, ließ die Ohren frei und wuchs bis lang in den Nacken. Das Gesicht zeigte verlebte Züge. Es kam von den durchzechten Nächten, die Wesley Steele hinter sich hatte. Der Mund war scharf geschnitten, das Kinn eine Spur zu weich, und die Augen blickten immer verschwommen. Auch die Solariumbräune konnte die Falten nicht überdecken.

Höchstwahrscheinlich war seine Haut zu ausgetrocknet.

Vier Ringe steckten an den Fingern. Jeder Ring leuchtete in einer anderen Farbe, und die Kette an seinem rechten Handgelenk bestand

aus Zuchtperlen.

Er paßte in die Disco und ging, wenn er sich unten sehen ließ, in punkto Kleidung mit »gutem Beispiel« voran.

Aber wo fand er zwei Mädchen?

Dieses Problem quälte ihn sehr. Immer wieder suchten seine Blicke die Monitore ab und blieben schließlich auf einer Person hängen.

Die Kleine war vorhin noch nicht dagewesen. Sie tanzte allein, hatte ihr Haar hochgesteckt, den Körper entspannt und die Augen geschlossen, wobei sie sich im Rhythmus der Musik bewegte. Die Samthose saß sehr eng, und unter der weit geschnittenen Bluse hüpften zwei knospende, junge Brüste.

Das war genau das richtige. Für diesen Typ Mädchen hatte Steele auch den richtigen Aufreißer.

Der Mann hieß Benny und wurde nur der Träumer wegen seiner rehbraunen Augen genannt. Bei dem wurden selbst die härtesten Girls schwach.

Und Benny würde die Kleine, die da so selbstvergessen tanzte, auch herumkriegen. Er sah so harmlos aus, richtig nett, ein Typ, wie ihn die besorgte Mutter für ihre Tochter wünschte. Tatsächlich war Benny ein Sadist. Ein Teufel, der keinerlei menschliche Gefühle kannte. Irgendwie war er nicht ganz dicht. Bei ihm hatte etwas ausgehakt. Daher wies sein Lebenslauf auch zwei Jahre Anstalt auf.

Wie die meisten der Beutegeier wartete auch Benny an der Bar. Wesley Steele griff zum Telefon und wählte zwei Zahlen. An der Bar wurde abgehoben.

Barsch verlangte Steele von dem Mixer, daß er Benny hoch schickte.

»Sofort, Sir«, rollte der Farbige.

Zwei Minuten brauchte Steele nur zu warten. Benny klopfte an.

»Ja, komm rein.«

Benny war ein Poppertyp. Er trug einen weißen Jeansanzug. Sein blondes Haar berührte in einer Welle die Stirn. Seine Füße steckten in weißen Schuhen, das Hemd unter dem hellen Anzug zeigte eine schockrote Farbe.

Sein weiches Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als Benny näherkam.

Steele ließ sich dadurch nicht täuschen. Er winkte dem Mann zu und deutete auf den dritten Monitor von rechts. »Siehst du die Kleine mit den blonden Haaren?«

»Natürlich.«

»Dann schnapp sie dir.«

Benny schaute auf. »Sie ist allein?«

»Wenigstens tanzt sie allein. Alles andere wirst du bestimmt rausbekommen.«

»Natürlich, Chef. Muß sie bearbeitet werden?«

»Nein, die ist für den Export.«
»Schade.« Bennys Mundwinkel verzogen sich nach unten. Er sah jetzt aus wie ein ungezogener Junge, der bald anfangen würde zu weinen.
»Auch kein kleines bißchen?«
»Nein, zum Henker. Denkst du, ich biete unseren Geschäftspartnern schlechte Ware an?«
»Ja, ja, schon gut.« Benny verschwand wieder und ließ einen kopfschüttelnden Steele zurück, der sich nun bequem in seinen Sessel lehnte und den bewußten Bildschirm beobachtete. Er war gespannt, wie Benny die Kleine anmachte.
Benny war schon unterwegs. Er hatte sich das Gesicht des Mädchens gut eingeprägt und wußte auch, wo es tanzte, denn er kannte die einzelnen Stellen, die von der Kamera ausgeleuchtet wurden. Mit dem Lift fuhr er nach unten.
Kaum hatte er die Halle betreten, als ihn der hämmernde Sound empfing, diesmal wurden keine weichen Platten gespielt, jetzt ging es rund, und die Fetzen flogen.
Die Gäste tanzten nicht nur, die kreischten auch auf, warfen ihre Arme hoch, klatschten und hämmerten mit beiden Füßen den Rhythmus der Musik mit.
Benny hatte Mühe, sich zwischen den wogenden und zuckenden Tänzern einherzuschlängeln. Immer wenn er das Kreuz durchdrückte, spürte er am oberen Rücken den Druck.
Dort befand sich das Messer. Es steckte in einer weichen Nackenscheide, und Benny trug nur diese eine Waffe. Damit konnte er allerdings auch umgehen. Kaum jemand kam zudem auf den Gedanken, daß er am Rücken eine Waffe versteckt hatte, und eine für den anderen fast tödliche Überraschung war Benny schon mehr als einmal gelungen.
Unruhig schaukelte seine Zunge den Kaugummi von einer Wange in die andere. Er suchte das Mädchen, hatte leider die Übersicht verloren, da die zuckenden und hochspringenden Tänzer ihm die Sicht versperrten.
Benny hoffte nur, daß die Platte bald abgelaufen war.
Er hatte Glück. Mit einem letzten Trommelwirbel verstummte die Scheibe.
»So, meine Freunde, das war mal wieder ein wenig Gymnastik. Kommen wir nun zu den weicheren Sachen, den Softies. Zu Elvis oder zu Barry Manilow, Sein Song heißt Mandy…«
Und als Barry Manilow die ersten Worte schluchzte, da entdeckte Benny auch das Girl.
Es wollte sich abwenden, denn nach diesem Song wurde paarweise getanzt. Dagegen hatte Benny etwas.
»Aber warum willst du denn weg?« fragte er mit seiner Samtstimme

und lächelte.
Das Mädchen schaute hoch und genau in die Augen eines jungen Mannes. Und was für Augen. Braun, träumerisch, Romantik versprechend, lächelnd. Sie war hin.
Benny legte einen Arm um sie. Das Mädchen ließ es geschehen.
»Wie heißt du?« fragte Benny.
»Rose.«
»Ein schöner Name, wirklich«, antwortete der Abschlepper, während er sich im Takt der Musik wiegte. »Eine Rose bist du.«
»Ach, hör auf, ich mag den Namen nicht.«
»Er ist wunderbar.«
»Nein.«
Jetzt nahm Benny auch die zweite Hand. »Magst du den Sänger?«
Rose nickte.
»Ich auch. Weißt du, ich bin eigentlich ein Romantiker, und eine Disco wie diese hier paßt gar nicht zu mir. Aber was soll ich machen? Es gibt kaum Lokale, wo man als romantisch veranlagter junger Mensch noch hingehen kann. Findest du nicht auch?«
»Sicher.«
»Da sind wir ja einer Meinung.« Benny hob seine zweite Hand. Die Finger spielten auf dem Rücken des Mädchens. Unter dem dünnen Stoff spürte er die warme Haut.
»Du bist toll«, hauchte er.
»Das sagst du nur so.«
»Nein, wirklich nicht. Ich habe lange gesucht. Das ist mein erster Tanz heute.« Mit diesen Worten hatte Benny nicht gelogen. »Und ich weiß nicht, ob ich noch lange bleiben werde.«
Rose drückte ihn weg und schaute wieder in seine braunen Augen. »Du willst weg?«
»Eigentlich ja.« Benny lächelte. Er hatte einen fraulich wirkenden Mund, passend zu seinen Augen. »Aber nicht allein, wenn du verstehst, was ich meine.«
»Ich soll mit?«
»Das möchte ich. Später bringe ich dich auch nach Hause. Wo wohnst du denn?«
»Ich bin nicht von hier.«
»Nicht aus London?«
»Nein.«
Das läuft ja besser, als ich dachte. Benny grinste innerlich. »Wo kommst du her?«
»Vom Land. Da habe ich es nicht ausgehalten. Ich wollte heute eigentlich zu einer Freundin.«
»Da bringe ich dich hin.«
Noch immer sang Barry Manilow. Diesmal jedoch einen anderen

Song.
Ebenfalls weich und mit viel, viel Schmalz in der Stimme, so daß manche Tänzer eine Gänsehaut bekamen.
»Sollen wir denn sofort gehen?« fragte Rose. »Ich würde gern noch tanzen.«
»Das ist doch klar. Aber ich kenne ein Lokal in der Nähe, das ist etwas für uns. Richtig romantisch. Da sitzt man in Nischen und kann sich bei Kerzenschein unterhalten. Wir könnten auch etwas essen. Ich habe Hunger, du auch?«
»Und wie.«
»Dann ist ja alles klar!« lachte Benny und nahm das Mädchen fester in seine Arme. Er spürte ihren jungen Körper, die Bewegungen und mußte an sich halten. Die wäre genau richtig für ihn gewesen. Die hätte er rumgekriegt und…
Seine Blicke glitten über die meisten Köpfe hinweg. Plötzlich spürte er, daß sich irgend etwas in der Disco verändert hatte. Zwar tanzten die Paare noch, es lief auch die Musik, aber die Atmosphäre war eine andere geworden.
Benny war auf eine gewisse Art und Weise sensibel, ihm fielen Veränderungen auf, und er hatte sich nicht getäuscht.
Da rollte etwas an.
Etwas Grauenhaftes, Furchterregendes. Über den Köpfen der Tänzer begann es. Dort bewegte sich die Luft, es wurde ein wenig dunkler, und plötzlich sahen es alle, als ein schrilles Wiehern die Lider des Sängers übertönte.
Eine Sekunde später war es soweit.
Wie aus dem Nichts kristallisierte sich ein Gegenstand hervor und jagte zwischen die jungen Leute, die nach allen Seiten wegrannten und so einen freien Platz schufen.
Ein unheimlicher Gast war gekommen. Ein Gast, der überhaupt nicht in die Disco paßte.
Die Leichenkutsche!

***

Auch Benny hatte sie gesehen. Er und das Mädchen gehörten zu denjenigen, die am nächsten standen. Der Kopf des Pferdes berührte fast ihre Haare, und beide zuckten sie zurück, bevor das Tier zubeißen konnte und ihre Zähne in den Haarschopf der jungen Menschen gruben.
Dann gellten die ersten Schreie auf. Wie eine Woge brandeten die Körper der Gäste zurück, keiner wollte unmittelbar in der Nähe der Leichenkutsche sein, die Angst wurde übergroß, und doch kam es nicht zur Panik, da viele es für einen Gag des Hauses hielten, diese unheimliche Kutsche in die Disco zu holen.

Benny wußte, daß es kein Gag war, sondern ein unheimliches, unerklärliches Ereignis. Er spürte die Hände seiner neuen Freundin auf der Schulter. Ihre spitzen Fingernägel drangen durch den Stoff, und Benny biß die Zähne zusammen.

Wie würde es weitergehen?

Der DiscJockey war clever. Er erfaßte augenblicklich die Situation, stellte die Musik leiser, und seine Stimme erklang aus den zahlreichen Boxen im weiten Rund.

»Wir haben Besuch bekommen, Freunde. Besuch aus dem Jenseits. Na, wenn das keine Schau ist. Willkommen im ›Come in‹, liebe Freunde aus dem Totenreich. Fühlt euch wie zu Hause. Singt mit, tanzt mit, trinkt mit. Hier könnt ihr sehen, wie sich die Jugend vergnügt. Hier könnt ihr mitmachen, hier ist was los…«

Keiner hörte auf ihn. Die zahlreichen Gäste hatten nur Augen für die unheimliche schwarze Kutsche, die inmitten der Disco stand und sich nicht bewegte, so daß sie an ein unheimliches Denkmal erinnerte, das aus einem anderen, makabren Reich gekommen war.

Aber man schaute nicht nur die Leichenkutsche an, sondern auch auf die Person, die auf dem Bock saß.

Eine zwergenhafte Gestalt, die in dunkler Kleidung steckte und ein Gesicht besaß, das mit Schleim überdeckt war. Mit widerlichem grünlich schimmernden Schleim, von dem sich ein dicker Tropfen löste und auf das Holz fiel, als sich der Mann bewegte und aufstand, wobei er die Zügel losließ.

Doch er war nicht allein gekommen.

Die meisten Gäste standen so, daß sie einen freien Blick in das Innere der Kutsche besaßen und die beiden Särge sahen, die dort standen.

Zwei pechschwarze Totenkisten, lackiert und glänzend, weil sich das Licht der Scheinwerfer darauf brach.

Eine schaurige Szenerie, die noch unheimlicher wirkte, als die Musik verstummte.

Dafür wurde ein Sargdeckel in die Höhe geschoben. Das geschah mit einer gespenstischen Lautlosigkeit, und die über die Kutsche fallenden zuckenden Lichtlanzen gaben der Szenerie einen geisterhaften Touch.

Etwas Weißes, Helles schob sich durch den Spalt.

Eine Hand!

Xorron kam.

Im Sarg hatte er gelauert und auf seinen Auftritt gewartet. Den dritten in dieser Nacht. Ihn wollte er genießen, denn heute noch sollte jemand sterben.

Dieser Jemand hockte in seinem Büro und zitterte so sehr, daß ihm das Glas aus der Hand fiel. Es lag zerbrochen am Boden. Der Martini war vom Teppich aufgesaugt worden. Er bildete auf dem hellen Boden eine dunkle Lache.

Wesley Steele wußte, daß sich beim Tod des Rod Kane etwas Unheimliches ereignet hatte. So etwas sprach sich schnell herum. Man hatte auch von einem Leichenwagen gesprochen, und nun erlebte und sah er dieses schaurige Gefährt in seiner Disco.

Aus dem Nichts war es entstanden, und Steele dachte automatisch an Logan Costello und die Gerüchte, die sich um seine Person gebildet hatten.

Costello sollte mit dem Satan paktieren, hatte es geheißen. Der Teufel war sein Partner, deshalb konnte er seine Macht ausweiten. So sprach man flüsternd hinter vorgehaltener Hand. Bisher hatte Wesley Steele darüber nur gelacht, doch nun sah er mit eigenen Augen etwas so Unwahrscheinliches, das er nicht erklären konnte.

Hier hatte das Grauen zugeschlagen.

Er schüttelte den Kopf. Verzweifelt suchte er nach einem Ausweg, und seine Finger fanden die Tastatur. Er mußte an der Bar Bescheid sagen.

Die Jungen sollten hochkommen und ihn schützen, doch unten nahm keiner ab.

»Verdammter Dreck!« brüllte er und schoß aus seinem Sessel hoch. Zu heftig, denn das Blut stieg ihm in den Kopf und verursachte eine Kreislaufbeschwerde. Wesley Steele stützte sich ab, während er pfeifend Luft holte. Dann stierte er weiterhin auf den Bildschirm und mußte mit ansehen, wie eine unheimliche, weiß schimmernde Gestalt den einen Sarg in der Kutsche verließ.

Jetzt öffnete sie die Tür.

Auch die anderen Gäste sahen dies. Sie standen dicht zusammengedrängt und drückten sich zurück, so daß um die Kutsche herum ein Leerraum entstand.

Xorron stieg aus.

Am nächsten hielten sich Rose und Benny bei dem makabren Gefährt auf. Sie nahmen sogar den Geruch des Pferdes wahr. Es stank penetrant, und Benny versuchte verzweifelt, den Geruch irgendwo einzuordnen, was er aber nicht schaffte. Manchmal glaubte er, sich auf einem Friedhof zu befinden, denn dort stank es ähnlich, wie er glaubte.

Aber das hier waren keine Toten. Und da geschah es.

Benny hatte nur auf die weiße Gestalt geachtet, dem Mann auf dem Bock schenkte er keinen Blick.

Doch das war ein Ghoul. Und Ghouls sind nun mal hungrig. Geschickt hatte sich das zwergenhafte Wesen bis zum Rand vorbewegt und ließ sich plötzlich fallen.

Benny sah die Bewegung zwar nicht, dafür das Mädchen. Rose reagierte instinktiv. Sie riß Benny zur Seite, so daß der Ghoul nicht direkt auf ihn fiel, sondern ihn nur streifte und dumpf auf die

Tanzfläche prallte.
Einige Mädchen schrien auf, als sie den Schleim sahen, der sich grünlich schimmernd auf der Unterlage ausbreitete.
»Wir müssen weg!« flüsterte Rose.
Benny hörte nicht. Sein weiches Gesicht verzerrte sich plötzlich, und seine rechte Hand schnellte hoch. Er reagierte wie ein Seismograph auf Gefahren und hatte erkannt, daß er sich hier in einer Gefahr befand, der er nur mit der Waffe begegnen konnte.
Niemand sah, wie er das Messer aus der Rücienscheide holte, plötzlich hielt er die Klinge in der Hand, und der Ghoul kam soeben in die Höhe.
Bennys Arm war schnell wie eine zustoßende Klapperschlange. Die farbigen Drehlichter machten für einen Moment von der Messerklinge eine bunte Fläche, bevor sie in der Brust des Ghouls verschwand.
Benny hatte schon öfter gegen Menschen sein Messer gezogen und auch zugestochen. Aber nie hatte er so wenig Widerstand gespürt wie bei diesem Wesen.
Die Klinge drang ein, als bestünde der Körper aus einem lockeren Teig.
Der Messerheld erschreckte sich, und er ließ den Griff der Waffe los, als wäre er glühend.
Jetzt mußte der Gegner fallen jetzt…
Er fiel nicht.
Bennys Augen wurden groß. Wahrscheinlich war er der einzige, der sofort begriff, die anderen Gäste hatten eine zu lange Reaktionszeit.
Der Ghoul war nicht einmal zusammengebrochen. Im Gegenteil, ihm ging es gut. Er spannte seinen Körper, umfaßte mit seiner schleimigen Klaue den Messergriff und zog die Waffe aus seiner Brust. Die Klinge hatte den Mantelstoff aufgetrennt und einen Schnitt hinterlassen, durch den ebenfalls die schleimige Masse kroch und in einer langen Spur an der Vorderseite des Mantels herabrann.
Und dann reagierte der Ghoul.
Benny kam nicht so schnell weg. Er sah noch die blanke Klinge, wollte die Hände hochreißen, es war viel zu spät. Das Messer fuhr durch die Lücke zwischen den Händen und fand zielsicher die Brust des jungen Mannes.
Der Schmerz war grauenhaft. Benny hatte das Gefühl, zerrissen zu werden. Plötzlich verschwammen die Gestalten vor seinen Augen, sie wurden zu einer wogenden verwaschenen Masse, er spürte Blut im Mund, und seine Knie gaben nach.
Als er fiel, brandeten auch die ersten Schreie auf. Den Aufschlag merkte er nicht mehr.
Tot fiel er zu Boden.
Das war genau der Augenblick, als sich die Panik der jungen Leute

wie ein Lauffeuer ausbreitete.
Die Disco wurde zu einer schreienden und tobenden Hölle!

***

Wir hatten schnell fahren können, denn sobald der Hafen hinter uns lag, war auch der Nebel verschwunden.
Und doch hatten wir Angst, zu spät zu kommen. Während ich lenkte, unterhielt sich Suko über das Autotelefon mit Sir James und auch mit dem Verantwortlichen der Mordkommission, die wir zum Lagerhaus geschickt hatten.
Sir James Powell hielt uns natürlich an, dafür zu sorgen, daß ein dritter Mord verhindert wurde.
Aber konnten wir das wirklich schaffen? Wir mußten uns an die normalen Gesetze halten. Für uns existierte eine Zeit, gab es Wege und Geschwindigkeit.
Das alles spielte für Xorron keine Rolle. Er besaß den Würfel des Unheils und konnte damit die Zeit als auch die Dimensionen manipulieren. Ein Vermögen hätte ich gegeben, den Würfel in die Hände zu bekommen. Ich hatte auch den Bumerang hervorgeholt. Damit waren wir voll bewaffnet, um gegen den mächtigen Gegner antreten zu können.
Unser Ziel war die Westgrenze von Soho. Dort fand sich die große Disco, die Wesley Steele leitete. Dicht am Berkeley Square befand sich das ›Come in‹ wo es auch noch andere Vergnügungs-Etablissements gab.
Ich machte Tempo. Es war gar nicht so einfach, denn auch des nachts herrscht in London Verkehr. Vor allen Dingen waren es Taxifahrer, die mit uns ein Wettrennen veranstalten wollten. Zudem hielten uns Ampeln auf, und die Zeit rannte uns zwischen den Fingern hindurch.
Ich hatte darauf verzichtet, Streifenwagen zur Disco zu schicken. Sollte dort wirklich etwas passieren, wollte ich nicht, daß noch mehr Unschuldige in Gefahr gerieten, denn die uniformierten Kollegen würden erst recht nichts gegen Xorron ausrichten.
Es war keine gute Situation, in der wir steckten. Und es konnte alles schiefgehen. Wenn Xorron in die Disco eindrang, dann hatte er alles.
Mit wimmernden Reifen nahm ich eine Kurve. Ich befand mich bereits auf der Old Bond Street, nicht mehr weit von unserem eigentlichen Ziel entfernt.
Nach links in die Bruton Street, noch einmal Gas, und die nächste rechts war es. Sie bildete bereits die nördliche Grenze des Berkeley Square, eine der zahlreichen grünen Lungen im Herzen von London.
Ich fuhr langsamer.
Das brauchte ich nicht, denn die Reklame der Disco war schon von weitem zu erkennen. Der Name COME IN leuchtete farbig und in

regelmäßigen Intervallen auf.

Einen Parkplatz fand ich natürlich nicht. Deshalb fuhr ich den Bentley auf den Gehsteig und stellte ihn dicht hinter die zahlreichen, aufgebockten Feuerstühle.

Einige junge Leute lungerten vor der Disco herum. Als bei uns drei Türen aufflogen, ruckten die Köpfe herum, und mit großen Augen starrten sie uns entgegen, wie wir auf den Eingang der Discothek zuliefen.

Mir war schon zuvor die Ruhe aufgefallen. Normalerweise hört man den Lärm einer Disco bis nach draußen. Hier allerdings war es still, und das bereitete mir Sorgen.

Bill war der gleichen Meinung. Er sprach mich auf dem kurzen Weg bis zum Eingang darauf an.

Ich nickte.

Da passierte es.

Wir hatten die gläserne, halbrunde Tür noch nicht erreicht, als die Schreie aufgellten. Gleichzeitig glitten die beiden Hälften der Tür zur Seite, und die erste Woge aus Menschenleibern erschien. Im Nu waren wir eingekeilt, schauten in verzerrte Gesichter, in Augen, aus denen die Panik leuchtete, und es nahm niemand mehr Rücksicht auf den anderen.

Wir selbst wurden von der Masse erfaßt wie von den Wellen einer Brandung. Man drückte uns zurück. Wir waren unfähig, uns gegen die wogenden Leiber zu stemmen, sie spülten uns kurzerhand nach hinten.

Da gab es kein Rudern mit den Armen, kein Halten und Stemmen, die Masse war zu stark.

Auch wurden Suko und ich von Bill Conolly getrennt. Jeder hatte jetzt mit sich selbst zu tun, mußte allein kämpfen und sich seinen eigenen Weg suchen.

Es war tatsächlich eine Höllenqual. Vor mir sah ich die verzerrten Gesichter zweier Mädchen. Eins verlor den Halt und fiel hin. Bevor es von den nachfolgenden Personen niedergetrampelt werden konnte, hatte ich zugegriffen und es in die Höhe gerissen.

Ich drehte das Mädchen und brüllte: »Lauf weiter und laß dich nicht unterkriegen!«

Es verschwand in der Menge. Ich wußte nicht einmal, ob es mich verstanden hatte.

Bewußt ließ ich mich zur rechten Seite hin abdrängen. Wenn ich in die Nähe der Wand kam, konnte es mir unter Umständen gelingen, mich in den Eingang zu schlängeln. Die Welle spülte mich voran. Ich bekam Schläge und Püffe mit, prallte dann gegen die Mauer und bewegte mich auf den Eingang zu.

Zudem flaute die Masse der Körper ab. Die meisten Gäste hatten die

Disco verlassen.

Ich schaffte es. Mit hochgerissenen Armen und mich dabei nur langsam bewegend, konnte ich mich durch die Tür in das Innere der gewaltigen Disco drücken.

Noch immer zuckten die Lichter. Aber die Lampen warfen ihre Strahlen in eine gespenstische Leere hinein, auf eine freie Tanzfläche, wo nur ein unheimlicher Gegenstand vorhanden war.

Die Leichenkutsche!

Selbst in dieser modernen Umgebung wirkte sie grauenvoll und makaber. Daran änderten auch nicht die Lichtblitze, sie gaben ihr eher einen noch schaurigeren Anblick.

Ich schüttelte mich.

Genau schaute ich hin. Die Tür stand offen. Ich sah die beiden Särge und entdeckte Xorron, der neben der Kutsche stand und sich umschaute.

Auch der Ghoul war noch da. Er hockte über eine Leiche gebeugt und hatte ein blutiges Gesicht.

Eine Tür im Hintergrund öffnete sich. Angestellte der Disco traten hervor, sahen die Kutsche, und ich brauchte sie nicht zu warnen, sie verschwanden sofort.

Hinter mir hörte ich Schritte und warf einen Blick über die Schulter. Dort erschienen Bill Conolly und Suko.

Der Chinese hielt die Dämonenpeitsche schlagbereit in der rechten Hand, Bill hatte zum Glück an das Schwert gedacht und die Waffe mitgenommen. Auf ihrer Klinge schufen die Lichter zuckende, bunte Reflexe.

Drei gegen zwei!

Aber konnten wir den Kampf gewinnen?

Wir hatten einen Halbkreis gebildet. Ich ließ Xorron zwar nicht aus den Augen, konzentrierte mich jedoch mehr auf den Ghoul. Ihn wollte ich als ersten erledigen.

Da peitschte hinter mir ein Schuß. Und dann noch einer. Bill Conolly hatte den gleichen Gedanken gehabt wie ich und geschossen. Seine geweihten Silberkugeln galten dem Ghoul, und er fing die beiden Geschosse voll auf.

Sie verschwanden in seinem teigigen Körper, als hätte jemand Pfropfen hineingeschlagen. Der Ghoul wurde fast aufgerichtet, fiel dann zurück, klatschte auf den Boden und zuckte wie ein Tier, das kurz vor seinem Ende steht.

Dann trocknete er aus. Der widerliche Schleim wurde zu einer festen Masse, und der Schleim, der sich noch am Körper des Dämons befand, zerrann zu einer stinkenden Lache.

Ein Gegner weniger.

Und Xorron!

Obwohl wir Todfeinde waren und er jetzt die Chance gehabt hätte, uns anzugreifen, war für ihn der Auftrag wichtiger. Er drehte sich schneller, als wir überhaupt folgen konnten. Ich sah noch, daß er etwas in der Hand hielt, war aber viel zu weit weg, um ihn erreichen zu können, dann reagierte der Würfel des Unheils.

Nebelschleier drangen aus ihm hervor und hüllten uns ein.

Mit einer letzten, verzweifelten Bewegung holte ich den Bumerang hervor und schleuderte ihn auf Xorron zu.

Genau da verschwand der Dämon und meine sonst so wirksame Waffe zischte ins Leere.

Wir hatten das Nachsehen, doch etwas hatte Xorron zurückgelassen.

Die Leichenkutsche.

Sie stand noch auf der Fläche. Vor ihr das Pferd, das sie gezogen hatte.

Und wieder war es Bill Conolly, der angriff, während ich den zurückkehrenden Bumerang auffing.

Bill rannte auf das Tier zu. Er schwang das Schwert. Bevor das Pferd reagieren und sich auf die Gefahr einstellen konnte, hatte der Reporter schon zugedroschen.

Er köpfte das Tier.

Dann drehte er sich und hieb voller Wut auf die Kutsche ein. Glas und Holz wurden zertrümmert. Es krachte und splitterte, und trotz dieser Geräusche vernahmen wir einen gellenden Schrei.

Den Todesschrei eines Menschen!

***

Auf den Monitoren war nur die fliehende angstgepeitschte Menschenmasse zu erkennen. Die jungen Gäste aus der Disco hatten den Mord gesehen, und sie rannten, wie von Furien gehetzt, auf den Ausgang zu.

Auch Wesley Steele hatte das Verbrechen mit ansehen müssen. Es ging ihm dabei nicht so sehr um Benny, sondern um den anderen, der es tatsächlich schaffte, das Messer aus seiner Brust zu ziehen und es gegen den jungen Mann einzusetzen.

Benny starb.

Da wußte Steele mit erschreckender Deutlichkeit, daß die andere Seite stärker war und ihm nur noch die Flucht blieb. Er mußte so schnell wie möglich weg, denn daß die Unheimlichen es auf ihn eigentlich abgesehen hatten, war ihm klar.

Vielleicht hätte er noch eine Chance gehabt, wäre er sofort losgerannt, aber er konnte den Hals nicht vollkriegen. Er mußte Unterlagen und Geld aus seinem Safe mitnehmen. Dabei fielen ihm zweimal die Schlüssel aus der zittrigen Hand, als er öffnen wollte. Er fluchte, heulte und greinte in einem.

Endlich konnte er die Tür aufziehen. Das saugende Geräusch, mit dem Luft entwich, hörte er kaum. Seine Hände waren wie die Krallen eines Geiers. Die gekrümmten Finger fuhren in den Safe hinein. Das Bargeld lag in verschiedenen Währungen zu Bündeln gestapelt. Achtlos stopfte er es in die Taschen seines Disco-Anzuges, die viel zu schmal waren, so daß die Hälfte der Scheine noch hervorschaute. Dann schnappte er sich den schmalen Aktenkoffer aus weichem Leder, in dem die wichtigen Papiere lagen, und kreiselte herum.

Durch einen wuchtigen Fußtritt flog die Tür auf.

Erschreckt blieb Wesley Steele stehen, denn er sah die unheimliche weiße Gestalt auf der Schwelle stehen. Unter der trüben, milchigen Haut schimmerte ein Skelett, und Steele sah, daß der Eindringling einen Würfel in der Hand hielt, aus dem ein grauvioletter Nebel kroch, sich verdichtete und auf ihn zuwallte.

Steele spürte instinktiv, wie gefährlich der Nebel war. Er begann gellend zu schreien.

Es war ein Todesschrei, und er brach ab, als der Nebel den Mann erreichte und in seinen Mund drang.

Wie zahlreiche Menschen vor ihm, machte auch er mit dem grauenhaften Todesnebel Bekanntschaft. Er wirkte wie eine ätzende Säure und löste den Menschen die Haut von den Knochen.

Zurück blieben Skelette.

Bei Wesley Steele war es nicht anders. Logan Costellos Rache hatte sich hundertprozentig erfüllt.

Und Xorron, der große Helfer und grausame Dämon, verschwand so, wie er gekommen war.

Lautlos…

***

Erst nach einigen Versuchen und Irrwegen fanden wir das Büro des Wesley Steele. Die Tür stand offen, und wir drei blieben geschockt auf der Schwelle stehen.

Vor uns lag ein Skelett. Haut war nicht mehr vorhanden. Die Säure hatte ganze Arbeit geleistet. Nur noch Kleidungsreste sahen wir. Aus ihnen stieg ätzender, feiner Rauch, letzte Hinterlassenschaft des grausamen Todesnebels.

Von Xorron entdeckten wir keine Spur. Er war ebenso schnell verschwunden wie erschienen. Und er hatte seinen Auftrag erfüllen können, trotz unserer Bemühungen.

Das war bitter…

Wir gingen wieder zurück und sahen Bill Conolly neben der zertrümmerten Kutsche auf der Tanzfläche stehen.

»Und?« fragte er.

Wir hoben die Schultern.

Bill verstand. »Wieder einmal verschwunden, nicht?«
»Ja«, erwiderte ich. »Aber wir sehen ihn wieder, darauf kannst du Gift nehmen, mein Junge.«
Bill grinste. »Lieber nicht, John, ich will noch etwas leben!«
Nach dieser Antwort mußten wir uns um die Polizisten kümmern, die in die Disco stürmten. Sie waren alarmiert worden, doch zu spät gekommen, wie auch wir…

***

Der Fall endete, wie er begonnen hatte. Mit einem Telefongespräch. »Es ist alles in Ordnung«, sagte Logan Costello zu Solo Morasso. »Ich danke dir.«
»War Xorron gut?«
»Noch besser.«
»Fantastisch, dann hat er seine Generalprobe bestanden.«
»Du hast noch viel mit ihm vor, nicht.«
»Und wie. Die Welt wird zittern…« Nach diesen Worten legte Solo Morasso, alias Dr. Tod, auf, und Logan Costello lehnte sich zufrieden zurück.
Er war wieder der absolute Herrscher in der Londoner Unterwelt. Dieses Wissen war es wert, eine gute Flasche Wein zu leeren…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 213 »Colette und ihr Fallbeil«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 208 »Die Killerfische«